Mitteilungen aus dem Brenner-Archiv

Nr. 7/1988

Inhalt

Texte

Aus Schriften Ludwig Erik Tesars. (Ausgewählt von Eberhard Sauermann).....3
Daniela Hättich: *Gedichte*.....16

Aufsätze

Eberhard Sauermann: *Ludwig Erik Tesar als heimlicher Mitarbeiter der "Fackel"*.....18
Christian-Paul Berger: *"ineffabile dictu." Ludwig Wittgenstein und Nikolaus von Cues (anhand der 'Cusanus-Beilage' Ludwig Hänsels vom 30. August 1920)*.....26
Bernhard Natter: *"Endlich! Jetzt is a Ruah!" Das Bild nationalsozialistischer Ausgrenzungs- und Vernichtungspolitik in Felix Mitterers Theaterstück "Kein schöner Land"*.....49

Notizen

Trakl-Lektüre aufgefunden.....58
Unbekannte Dokumente zu Georg Trakl aufgefunden.....59
Karl Röcks autobiographischer Bericht über die Tage der Kraus-Vorlesung in Innsbruck am 14. Jänner 1914.....68
Ludwig v. Ficker: Briefwechsel. Zum Erscheinen des 2. Bandes.....71
Sigurd Paul Scheichl: *Eine bibliografische Miszelle zu Adolf Loos*.....72
Tesar-Symposion.....73
Franz Schreyer: *Zyklus nach Gedichten von Ludwig Erik Tesar op. 11 für Gesang und Klavier*.....75
Othmar Costa: *Zu Franz Schreyer*.....77
Tiroler Landespreis für Kunst an Felix Mitterer.....78

Leserbriefe

Suchanzeigen

Brenner-Forum

Gedruckt mit Unterstützung des Amtes der Tiroler Landesregierung (Kulturreferat)

Eigentümer und Verleger: Brenner-Forum und Forschungsinstitut "Brenner-Archiv"
Druck: Steigerdruck, 6094 Axams, Lindenweg 37
Herausgeber: Walter Methlagl und Eberhard Sauermann
Für den Inhalt verantwortlich: Eberhard Sauermann
per Adr. Forschungsinstitut "Brenner-Archiv"
Universität Innsbruck (Tel. 05222/507/3471)
A-6020 Innsbruck, Innrain 52
Nachdruck oder Vervielfältigung nur mit Genehmigung der Herausgeber gestattet.

Aus Schriften Ludwig Erik Tesars

(Ausgewählt von Eberhard Sauermann)

Hört, Wiener!

Hört, Wiener, eine Straße soll durch euren inneren Stadtbezirk geführt werden. Aus dem Grunde, das Läuten der Straßenbahnen dem Dom zu Ohren zu bringen und dem Winde einen direkten Durchgang von der Ferdinandsbrücke zur Akademiestraße zu bieten. Diese Straße wird den Franziskanerplatz verunstalten, sie wird den Heiligenkreuzerhof prostituieren und sie wird das Ballgassel und mehr fressen. Ihr Wiener: ihr lest solche Nachrichten ruhig. Aber denkt einmal an die neuen Straßenzüge, die ihr schon besitzt; denkt daran, wie ihr wohlig im Gefühle durch und um euer Winkelwerk schreitet und wie unverschämt euch der Wind den granitenen, grauen, grießeligen Staub in eueren Prachtstraßen unter die Kleider reibt. – Kennt ihr überhaupt diese Prachtstraßen, das ist der Ring und die Kärntnerstraße. Schaubuden ansehen und Gebäudenamen wissen zeigt noch von keiner Kenntnis, weder von solcher der Straße als ganzes noch solcher ihrer Teile, also zumeist der Häuser und Denkmäler. Merkt wohl auf, wie ich das meine. Ein jedes Haus hat seine Seele, in der alle die Seelchen der Steine, aus denen es gebaut ist, zur Melodie verwebt sind. Und die Seelen der Häuser, sie klingen zusammen zum großen Akkord der Seele von Platz und Gasse, von Hof und Markt. – Ihr lacht. Wohl möglich, weil ihr meint, der Wille der Welt habe sich seelisch in eurem Greißlertum und eurer bureaukratischen Knechtseligkeit erschöpft. Nein – fürwahr: ihr gleicht den Häusern eurer Ringstraße, in denen zum melodielosen Haufen die Töne der Bausteine gefügt sind; kalte, häßliche, äußerlich vertünchte Monadenklumpen, denen die erwärmende Zentralsonne fehlt. Entrüstet weist ihr auf die korrekten Leute unter euch. Korrekt sind sie, korrekt – du widerliches Wort – wie die Musterbauten des Ringes, das gotische Rathaus, das hellenistische Parlament, die renaissancistische Universität – Sammelsurien uneigener Stammbuchverse, die, aus der heimatlichen Schönheit gerissen, hilflos zusammengereckt sind.

In: Erdgeist (Wien) 4, 1909, H.10, 13.3.1909, S.359-361. [Auszug]

Wer bist du, Unbekannter,
groß dich Nennender?
Qual dein Gottgeschenk.
Kannst du einem der
durch dickluftige Gassen Gehetzten
je wieder lindern
der Füße irrenden Schmerz?
Sprengt der Gnade Vergeltung,
die du ihn glauben läßt,
den Herz umkieselnden Panzer?

Herr, du bist groß!
Du wagst es Pein um Pein
zu hüllen. Vor der
Menschheit Gedanken
schützt dich der Menschheit
Herdenbrunsttrieb,
vor des Einzelnen Fluch
schützt dich des Einzelnen Träne.
Deine Größe aber
sichert dich vor dem
eigenen Fluch.

Herr, bist du oder träume ich dich –
bang, in die gottlose Weite
mein zuckendes Herz zu zerreißen?
Oder – bist du der Einsame,
die Sehnsucht Durchschweifende
und ich bin dein Wort,
zu welchem der Schmerz
dir die Lippe erbebt?
Sinnst du in Kälte,
erwartet von Kälte,
des Unglücks Meister
unglücklich selbst?
Herr, du bist groß.

März 1910

Aus einem Brief Tesars an Karl Kraus, Schriftsteller in Wien; Wien, 18.2.1912:

Sie ahnen nicht wie verseucht der Büchermarkt von literaturgeschichtlichen und kulturgeschichtlichen Doktoren ist. Ein Universitätsdozent ist heute eine willfährigere Sache als ein Journalist. Darum fürchte ich auch, daß Ihr Soergel Essay zu fein für diese Meute ist. Gegen die literaturgeschichtliche u kulturgeschichtliche Räude hilft nur gelöschter Kalk. Da ist z.B. das 20 oder mehr bändige Machwerk "Kultur der Gegenwart". Ich habe mir das Programmheft des Verlags angeschaut. Die Herren von der Hochschule sind darin unter sich. Schulaufsätze! Es ist fast schade, sich mit der Sippe das Papier zu ruinieren, müßte man nicht darob zornig werden, daß die Herren an den Honoraren dick werden, an deren Mangel die Hungers sterben, über welche jene schreiben.

Gedanken.

Konfessionen und Tagebuchnotizen sind die Leichenbegängnisse im werdenden Ich. Es haftet solchen Wahrheiten des Gedankens und der Empfindung der Fluch an, unwahr zu scheinen, wenn sie das Kleid des Satzes angenommen haben. Ihr Urteil verliert das Recht zu überzeugen, wenn der Stolz und die Wut, die Trauer und die Sehnsucht des Augenblickes von ihm geschwunden sind. Dem Beichtenden tönen nicht selten die eigenen Worte, als spräche sie bereits ein fremder Mund.
Unablässig wollen wir die Wahrheit. Unablässig erfahren wir, daß unsere Antworten tot oder neue Fragen sind.
Die Bekenntnisse eines Ich haben keinen A r t charakter. Sie sind die Dialoge des Ich mit einem Spiegelbilde. Gemeinsam scheint allen suchenden Menschen bloß die Zähigkeit der Schleier, an denen die Suchenden rühren und die die Geheimnisse bergen. Freilich, wer sagt uns, ob nicht schon die Schleier von Mensch zu Mensch verschieden sind?
Zerreißen in dem Suchenden dereinst die letzten Schleier, zerreißt auch er. Suchen scheint alles – gibt es ein Finden?
Niemals können die Hörenden einen Bekenner völlig verstehen. Vielleicht erleichterte ihre Bemühungen die Kenntnis um dessen Aussehen und Gebärden. Wenn sie wüßten, ob er schmal und eher groß als klein ist. Ob er blonde Haare, braungrüne, kleine Augen, eine plumpe Nase und dicke Lippen hat. Andere Aufmerksame belehrte wiederum kaum etwas mehr als das Wissen über des Autors Pläne, in welcher Form er sein Buch, das bekennende Buch, herauszugeben gedachte. Als schroffe Bejahung, als verträumten Zweifel, als Briefe, als Hinterlassenschaft eines verstorbenen Freundes.
Das Seinsrecht eines Werkes wird durch das Blut bezahlt, welches dem Schaffenden dessen Wissen gekostet.

In: Der Brenner (Innsbruck) 4, 1913/14, H.10, 15.2.1914, S.444-457. [Auszug]

Aus einem Brief Tesars an Hermann Rigele, Techniker und Offizierskollege; von der Front, 15.10.1918:

Nun höre: ich denke schon mit ziemlicher Entschlossenheit dran mich zu habilitieren u zwar will ich Mach's verwaistes Erbe antreten. Ich weiß mich fähig dazu. Ich glaube aus meinen jahrelangen Irrfahrten soviel Material an Gedanken mitgebracht zu haben, um die Geschichte u Philosophie der Naturwissenschaften nicht als Chronik, sondern als ein Erlebnis darzustellen. Besonders würde es mich reizen, jene Brücke zwischen Verstand u Intuition zu schlagen, die so allen unkonstruierbar dünkt. Indem ich glaube, daß zwischen beiden kein Wesens- sondern ein Wortgegensatz ist, der verschwindet, wenn man es endlich sein läßt mit den Begriffen anzufangen, sondern auch hier mit dem Tatsächlichen beginnt. Auch glaube ich, daß diese Habilitation meiner Zwiespältigkeit – der künstlerischen Lust u der analytischen Freude – am besten entgegenkommt. [...]
16.10.1918:
Ich lege doch meinen ersten Brief bei. Was ich von Hochschulplänen sprach – es war doch wohl nur eine Laune. Ich kann nicht. Mir graut vor jeder Tätigkeit, die auch nur zum Bruchteil zur Beschäftigung mit Dingen zwingt, die man lernen muß ohne Wärme dafür zu empfinden.

1918.

Zerlumpt, verstumpft –
Der schwere Schuh
Läßt müden Füßen nimmer Ruh.
Vier Jahre Straßen,
Kavernen und Dreck –
Die meisten Brüder sind gestorben,
Die Brüder, die blieben, sind verdorben.

Zerfetzt, gehetzt –
Den Reichen Geld,
Die Wunden sind für uns bestellt.
Vier Jahre Gehorsam,
Vernichtung und Mord –
Sie haben uns hablos und schamlos gemacht
Und haben als Tölpel uns heimlich verlacht.

Trifft's dich, trifft's mich –
Trag's Kamerad,
Es kommen alle unters Rad.
Vier Jahre Pritsche,
Vier Jahre Weh –
Das sind auch vier Jahre Haß und Wut.
Wer legt die Rechnung? Wer zahlt das Blut? *Ende 1918*

Mutter dort läuft ein Fuchs!

Ort: Gasthausgarten in einem kleinen Ausflugs- und Wallfahrtsort. Das Stift ist idyllisch zwischen grünen Hügeln gelegen. Im Gasthausgarten ist ein fließender Brunnen mit einem großen Steintrog, worin Forellen sind.
Beteiligte: Vater, korpulent, groß, vor vierzig, wahrscheinlich guter Geschäftsmann. Sohn zwischen 3 und 4 Jahren. Beide sitzen am Tisch neben dem Trog. Der fremde Herr mit der Virginia, nach gesellschaftlichem Stand und Aussehen dem Vater ähnlich, nur hat er keinen Bauch.
Zeit: Sommer gegen mittag, auch diesmal ist der Himmel bedeckt und die Luft mild.
Die Mutter, dem Aussehen nach ein ins Weibliche übersetzter Vater, ist eben mit einer zweiten Frau weggegangen, welche so etwas zwischen Verwandte und Kinderfrau vorgestellt hat. Der Vater ist nun dem Sohn gegenüber hilflos und teilt ihm mehrmals mit, daß der Karli jetzt beim Papa – erste Silbe zu betonen – bleibe. Der Vater zeigt dem Sohne seinen goldenen "Tick-Tack". Der Sohn will hineingreifen. Der Vater weist ihn gutmütig ab und klappt den Doppelmantel zu. Der Sohn will die Uhr wieder öffnen. "Nit Karli, jetzt kann ma's nimmermehr aufmachen. Du warst schlimm, nein, jetzt geht's nit mehr." Der Sohn klettert vom Stuhl, spielt mit Steinchen und will mit ihnen werfen. "Nit Karli, glei kommt der Herr – hast ihn nit g'sehn? – und wird schimpfen. Hörst ihn schon?" Der Sohn geht zu den "Fischerln". Ein Kellner kommt, fängt mit einem Netz eine Forelle, schlägt ihr mit dem Messer auf den Kopf und erschlägt sie so. Der Sohn schaut mit großen Augen zu – leise: "warum"? Der Vater: "Ja, das Fischerl war schlimm." Der Kellner lächelt und wiederholt die Prozedur an einem zweiten Fisch. Der Sohn schaut aufgeregt in den Trog hinein. Der fremde Herr mit der Virginia stellt sich links neben ihn. Der Vater steht rechts. Der Vater: "Siehst es, wann's nit folgst, kommt der Herr und schlägt dir auch aufs Naserl und s'Köpferl is weg." Der fremde Herr lacht und raucht: "Ja, weil s'Fischerl schlimm war – sei brav, sonst is auch dein Köpferl weg." Der Sohn geht still zum Tisch zurück, klettert auf einen Stuhl, zum Vater hin, an dem er sich anklammert.
Wahrscheinlich um 1930. Auszug.

Gehn wir nur ringsum im Kreis,
Herr, von deiner Faust gebogen?
Unser Stolz und unser Toben
Deines Spieles flücht'ger Preis?

Oder führt uns deine Milde,
Herr, mit stillen weichen Händen
Aus des Lebens engen Wänden
Auf ins lichtere Gefild?

Unser Herz, blutend in Wunden,
Endet's unter deinem Schlag?
Oder gibt es einen Tag,
Wo es jubelt: Heimgefunden?

August 1931

Aus einem Brief Tesars an Sepp Orgler, Bildhauer und Maler in Schwaz, damals in Wien; Schwaz, 26.2.1941:

Was dem Künstler auf seinem Weg im Leben begegnet – u nicht nur ihm sondern allen denen, die vereinzelte Wege gehen – es ist das irgendwie "Übermächtige", das "Überwältigende". Und wenn Sie fragen: aber was ist dieses eigentlich? so könnte ich antworten: das Wahre, das Gute, das Schöne – aber diese Worte sind, nicht zuletzt heute, blaß. Und darum sage ich lieber: es ist das "Andere" – das Andere, als dem wir sonst begegnen u das wir selbst sind. Mag sein, daß dieses Wort etwas zeitbedingt ist. Ich könnte darum auch sagen: das "Ewige" (od. auch, wie Sie schreiben: das "Wesentliche") – am liebsten aber sage ich: das "Heilige". Ja, das übermächtig Heilige! Nur dürfen Sie dabei nicht an das bloß Konfessionelle denken. Dem übermächtig Anderen, dem überwältig Heiligen muß der Künstler begegnen u von ihm erschüttert sein, aufgewühlt u ergriffen. Und aus dieser seiner Ergriffenheit u Begegnung gestaltet er. Gestaltet er – denn solche Gestaltung ist's ja, was den Künstler ausmacht. Aber was? Was soll er gestalten? Nun der Stoff, der spielt keine Rolle. Ob er einen Baum malt oder den braunen Weg, der sich durch das aufgebrochene Land im Frühling windet, ob er das Gesicht einer Prostituierten malt od. eine fliegende Krähe – einen Kranken zeichnet od. einen Kalkofen – niemals ist's das Was des Stoffes, das entscheidet – immer ist's das Erschüttert-sein von der Begegnung mit dem "Anderen" in eben diesem Stoff. [...]
Wenn die Kreatur u zumal der Mensch Gottes Antlitz trägt, dann muß Gott auch noch in der gemeinsten Dirne u im verstocktesten Verbrecher sich aufweisen – u das Andere u Heilige, das uns im klaren Wiesenbach bewältigt, kann in der stinkenden Gosse von Fabrikshäusern nicht völlig verloren sein. Der Fluch freilich über jenen, die die Menschen zu Dirnen u Verbrechern u die Klarheit zur Kloake machen, wird dadurch nicht geringer –

Aus einem Brief Tesars an Hans Thirring, Physiker und Pazifist, damals in Innsbruck; Schwaz, 2.1.1946:

In Schule und Erziehung, in der engeren Bedeutung des Wortes, ist es freilich mit der Förderung pazifistischer Gedanken und Einstellungen alles eher als gut bestellt. Das gilt auch für die Schule heut, wie es ja schon auch für die Schule vor 38 galt. Es gilt aber nicht nur für den Geschichtsunterricht, so unleidig dieser ist – hier genügt Ihnen ein Blick in die neuesten sogenannten gereinigten Geschichtsbücher: nichts als Aufzählung von Schlachten und Feldherren! – nicht einmal des Jammers und Elends wird gedacht, den aller Krieg über die Menschen materiell und geistig gebracht hat sondern nur Schlachtenglorie wie eh und je! Neben dem geschichtlichen Unterricht liegt noch mancher andrer Unterricht pazifistisch im argen – nicht zuletzt jener der Muttersprache und der fremden Sprachen, doch sie nicht allein. Der schreiendste Mangel ist aber da 1.) der ganze Aufbau und 2.) der ganze "Geist" der Schule. Das verschuldet es ja auch, daß Gegenstände fehlen bzw. abgelehnt werden, die gerade im pazifistischen Interesse und im menschlichen Interesse gelegen wären: vor allem 1.) Kunde der tatsächlichen wirtschaftlichen, gesellschaftlichen und staatlichen Verhältnisse im In- und Ausland (die sogen. "Bürgerkunde" ist ebenso einseitig wie langweilig) und 2.) ethischer Unterricht.

Aus einem Brief Tesars an Friedrich Schneider, Pädagoge in Salzburg; Schwaz, 6.4.1948:

Ihr Satz, daß der gläubige Christ, Katholik oder Protestant, eine VHSch, wie ich sie skizziert habe [Volkshochschule in Payerbach/NÖ, von der österr. Grundtvig-Gesellschaft initiiert], als zeit- und kraftverschwendenden Umweg ansehen muß – vor diesem Satz, lieber Herr Professor, erschrecke ich einfach.
Ich sehe hier ganz davon ab, daß unsre fruchtbaren Wege im Leben wahrscheinlich immer "Um"-Wege sind, ja daß sie es sein müssen. Es ist das, für mich, eine Tatsache. Doch es bleib' beiseit.
Aber, ich frage mich, warum soll es nicht möglich sein, daß sich Katholik und Protestant, Gläubiger und Ungläubiger – sofern sie ehrlichen Herzens sind – über die Fragen des Lebens, die uns heut gegebenen Fragen des von uns heut zu lebenden Lebens, gegenseitig anhören, gegenseitig aussprechen, gegenseitig zu verstehen suchen, ohne das als Verschwendung ihrer Zeit und Kraft anzusehen? Ja, mehr: Dürfen sie es überhaupt als solche Verschwendung ansehen?
Ich denke bei solchen Fragen nicht zuletzt an die gegenwärtig konkreten, praktischen Fragen sozialer und staatlicher aber auch individueller Art. An jene "präzisen Fragen, die uns die moderne Welt stellt" und auf die wir lernen müssen, "eine Antwort zu geben" – J.P. Dubois-Dumée auf dem Schriftstellertreffen in Lahr, Dokumente.
Warum und wieso soll nun der eine oder andre durch ein solches Zusammenkommen, Zusammenleben, Zusammensprechen irgendwie daran gehindert sein, auf seiner eigenen sicheren Grundlage, wie Sie schreiben, zu stehen, weiter zu stehen? Ja, mir will scheinen, daß eine solche Grundlage erst dann wirklich eine sichere ist, wenn sie sich ungescheut dem Zugwind aussetzen kann.
Möglich ist's dabei durchaus, daß der eine oder andre Teilnehmer erkennt: ich stehe auf meiner Grundlage sicher, dort aber steht ein andrer auf seiner anderen Grundlage auch sicher. Ja, mir wäre das sogar das Erwünschte. Wesentlich erscheint mir dann freilich, daß er fühlt: ich muß das eben anerkennen – das Leben ist vielseitiger, als ich gedacht. Vielleicht denkt er noch dazu, und es wäre das gut: Wir sind alle arme Toren und entbehren vor Gott jeglichen Ruhmes.
Mehr: ich bin der Ansicht, daß bei solchen Begegnungen gerade der Christ, und innerhalb des Christentums gerade der Katholik, das an Liebe umfassendere Herz und den an Einsicht reicheren Geist haben müßte. Gerade er darf sich nicht, in engerem eigenen und wohl auch bequemeren Kreis, abschließen, sondern er muß sich aufschließen und aufgeschlossen bleiben gegenüber jedem Menschen, Freund und Feind.
Letzten Endes geht es bei solchen Begegnungen, also auch bei der geplanten VHSch darum, daß die Teilnehmer lernen: ich bin in dem sozialen Bereich, in dem ich lebe, für alles mitverantwortlich und ich habe darum mit tätiger Hilfe am Leben der Anderen teilzunehmen, ich muß mich, unter Umständen, auch für das Leben der Anderen opfern können. Gegen welchen Glauben verstößt solche fordernde Liebe?

Warum Sozialist?

Was mich selbst betrifft, war es immer wieder zuerst m e i n H e r z , das mich nach links zog, zum Sozialismus, zum roten Sozialismus. Das leidenschaftliche Herz, das schon den Knaben in der Mittelschule trieb, am 1. Mai die Krawatte mit Zinnober anzumalen, das nach dem ersten Krieg in der Gefangenschaft den Mann alle Zeitungen, deren er habhaft wurde, nach Idealen durchstöbern machte, die er wahrscheinlich als Nachklang des 18. Jahrhunderts in sich trug, das 1945 noch den Greis wiederum das Segel hissen ließ, das Segel der Hoffnung und – der Liebe.

Allerdings – Vorteil, materielle Vorteile, wie man sie der berechnenden Klugheit nachrühmt, bringt das Herz gewöhnlich nicht. Am allerwenigsten das rote Herz dem "akademisch" gebildeten Manne. Man wird übersehen, man wird totgeschwiegen, man wird von den anderen wie ein Abtrünniger angesehen. Man ist nicht mehr der Ehren wert, die die Ehrenbevollmächtigten zu vergeben haben. Das kann mitunter grotesk sein, das kann lang genug Tränen kosten, die des Schmerzes und die der Wut.

Warum aber war dieses Herz von mir rot? Ich glaube [...], weil es das Unrecht nicht vertrug. Diese tückische Ungerechtigkeit zwischen reich und arm, zwischen Macht und Ohnmacht, zwischen dem kleinen Zirkel derer, die sich für Besitz und Beziehung und Bildung auserwählt vorkommen, und dem großen Umkreis derer, die davon ausgeschlossen sind, die aber ihr Leben, so oder so, nicht nur im Krieg, sondern schon auch im Frieden, zu lassen haben, um den kleinen Zirkel existentiell zu ermöglichen.

In: Freie Lehrerstimme. Zeitschrift des Sozialistischen Lehrervereines Österreichs (Wien) 55, 1949, Nr.9, 1.10., S.9-10. [Auszug]

Aus einem Brief Tesars an Wilhelm Muster, Schriftsteller, damals Lektor in Spanien; Schwaz, 29.1.1954:

Sollten wir nicht das Sein verehren, wie es ist? Ohne ihm den Wertunterschied anzuhaften von grausam u gütig, von gut u bös? – Verehren schreib ich, nicht bloß hinnehmen. Verehren ist religiöses Verspüren u auch religiöses Handeln – hinnehmen ist bloß subjektive Resignation. Goethe versuchte es u es gelang ihm auch. Nietzsche verdarb sich das Konzept, indem er aus der verehrenden Bejahung des Seins, das nicht Wertunterscheidung besitzt, einen Macht-Willen des Menschen jenseits von gut u bös machte. Das ergab nur ein Spielzeug für Kinder, aber ein gefährliches – es zerbrach nicht nur Nietzsche selbst sondern kostete Hekatomben von Menschen u von Kreatur u von Dingen.
Dem Menschen nämlich – dem Menschen, nicht dem Sein! – sind die Wertunterschiede von gut u bös zu eigen, er weiß um sie – das wollte N. nicht wahrhaben.
Warum ist dem Menschen das Wissen aber auch das Gewissen für gut u bös zu eigen? Man kann darüber grübeln. Jedenfalls ist's Tatsache. Darum hat der Mensch das Gute zu tun! Darum hat er zu lieben.
Er hat das Gute handelnd zu leben u das Böse handelnd zu bekämpfen. So mein Glaube. Nicht vielleicht wider seine Erkenntnis od. wenigstens seine Ahnung vom "Sein" – sondern geradzu aus der heraus, aus seiner Abhängigkeit vom Sein. Denn abhängig ist er – das lehrt alle Erfahrung. Er ist innerhalb des Seins, ein Glied davon. Freilich ist's eine Abhängigkeit, die wir verspüren, aber nicht begreifen u erklären können – mindestens nicht restlos. Sie geht über unser Begreifen – ist also meta-physisch – darum religiös. Auch das wußte Goethe, er handelte danach. Wußte es Nietzsche nicht? Er handelte jedenfalls nicht danach. –
Wir Menschen haben zu handeln, nicht – mindestens nicht bloß – zu reden. Das Entscheidende des Menschen ist die – wissende – Handlung. Drüber wär viel zu sagen, umso mehr als es grad diese Handlung ist, die den Menschen hinwiederum stets verstrickt in den Zwiespalt von gut u bös. Auch "Denken" entsteht aus Handlung u ist, eigentlich, zugleich Handlung. Je mehr es sich aus der Handlung herausfallen läßt, die verliert, desto blasser wird's. Die Gefahr unsrer heutigen Litteratur!
Darum hast Du völlig recht: einen einzigen Menschen wirklich lieben, wiegt alle Traktate über Liebe auf.
Hüten wir uns überhaupt vor den Abstraktionen – ja schon vorm Abstrakten, darum vor Verallgemeinerungen! So. meine Erfahrung wenigstens. Die Verallgemeinerungen u die Abstraktionen betrügen uns gern selbst u die Menschen, mit denen wir zu tun haben. Aber gerade sie sind die gedankliche Krankheit des Heute! In den meisten wirtschaftlichen, gesellschaftl., pädagogischen Plänen u auch in den vorschnellen Behauptungen so vieler Schriftsteller u Journalisten. Wir alle sind heut zu dogmatisch! Ich versuchte zeitlebens den Dogmen auszuweichen: sie säen Haß u Mord. (Ich bezweifl, ob's mir gelang.)
Bleiben wir im Konkreten! Im einzelnen Fall! Bei uns selbst u bei den Anderen.
Also dennoch das "Subjektive"? Aber stets im Zusammen-Sein, im selbstverständlichen Zusammensein, mit dem Anderen u dem Ganzen: nicht bloß mit anderen Menschen u menschl. Verhältnissen, sondern – nochmals – mit Kreatur, Natur, Ding.

Aus einem Brief Tesars an Ernst Jirgal, Pädagoge und Schriftsteller in Wien; Schwaz, 5.11.1954:

Aber, meine Überzeugung: "Geschichte" – deren Kenntnis u deren Durchkauen – ist für jeden unerläßlich, der sachlich u, so gut's geht, unabhängig zu urteilen versucht. Kurz: für jeden einigermaßen persönlicheren Menschen, der nicht aufs Denken u Urteilen verzichtet, – persönlicheren Menschen natürlich innerhalb der gegebenen u zu lebenden Gemeinschaft u nicht als beziehungslose Utopie.
Warum? 1.) Schon "staatsbürgerlich" (also damit auch "sozial"). Und hier gebrauch ich mit Absicht den Begriff "Demokratie". Es gibt keine Demokratie ohne geschichtliches Urteil – "Urteil", nicht gedächtnismäßig angelernte Kenntnis so od. so! – ihrer "Demokraten". "Geschichtliches" Urteil – also nicht Ersatz der Staaten- u Mächte-Geschichte durch "Kultur"-Geschichte od. gar "Kunst"-Gesch. od. "Wissenschafts"-Gesch. od. freilich auch "Geistes"-Gesch. All dies begehrt zu haben, u vielleicht noch zu begehren, war ahnungslose Schlagwörterei, z.T. auch ästhetisierende Flunkerei, der bereits resignierenden Bourgeoisie vorm 1. Krieg u danach. Daß unsre Sozialdemokraten es auch begehrten u noch begehren, spricht nicht gegens Bourgeoise, denn unsre Soz.Demokraten waren im Geistigen stets bourgeois u sind's geblieben.
Gegen dieses bourgeoise Sich-Verstecken vor Geschichte hatten die Nationalsozialisten natürlich leichtes Spiel. Aber auch nicht mehr! Denn zum geistigen Umpflügen ja nur Pflügen waren sie zu bornierte Rüpel u aufgeblasene Philister.

Aus einem Brief Tesars an August Zechmeister, Theologe in Wien; Schwaz, 19.1.1955:

Beobachtungen von mir stimmen so manches mal über weite Strecken mit denen des Autors [Ernst Karl Winter: "Christus im 21. Jahrhundert"] überein. Nun schon durch Jahre. Noch in der Grundtvig-VHS in Payerbach haben sie sich mir bestätigt, u. auch jetzt noch hier in Schw. So etwa: wie in Arbeiterkreisen – doch nicht bloß in denen, sondern auch genug in bäuerlichen u. erst recht in intellektuellen – die Überzeugung fest sitzt: die Kirche hielt's u. hält's mit den Besitzenden u. mit den Unternehmern. Da ist z.B. hier der große klösterliche Grundbesitz – selbst tirolische Bauern grübeln: was hat mit Christentum die zinsmäßige Verpachtung bäuerlicher Höfe, die rücksichtslose Ausnützung der gegenwärtigen Holzkonjunktur, kurz das "Geschäft" zu tun? Die Arbeiter fühlen, od. bilden sich wenigstens ein, daß kirchlicherseits wohl der Kommunismus geschlagen, aber die Sozialisten auch getroffen werden sollen. Wie der Autor sagt: die Kirche hinkte sozial immer nach. Auch die Priester – in Frankreich wahrscheinlich nicht ohneweiters. Warum hat es bei uns eigentlich niemals sozialistische Priester gegeben? Sie waren doch sonst nicht spröde, mit anderen politischen Parteien in die Laube zu gehn.

Da schlaft der Alte,
Knie krumm gezogen,
In schmaler Sonne
Auf der Bank am Platz.
Nur wenige Schritte
Vom blau weiß gestrichnen
Autotank.
Soff er so viel,
Daß seine Wünsche
Aus Überschwang sanken
In schwarzen Schlaf?

Derb und rissig die Haut
Und rot.
Rinnen furchen das Gesicht.
Den Schnerfer hat er noch über,
Bauch ist keiner da,
Unbewegt liegt er,
Schnarcht auch nicht.
Auto stören ihn nicht,
Menschen ebenso nicht,
Und auch ich nicht, der ich gaffe.
Doch er gleicht nicht den Toten:
Er schlaft.
Hingelegt auf seine rechte Seite,
Gekrümmt,
Leere Bezintonnen neben sich.

Ist er nun glücklich?

Braucht er denn das Glück?
Braucht er nicht bloß den Augenblick?

Ein riesiger, runzliger Embryo.
Heimgekrochen in den großen Schoß:
Er schlaft.
Nichts nötigt,
Nichts erniedrigt,
Nichts macht froh,
Nichts macht unfroh –
Er schlaft.

April 1955

Aus einem Brief Tesars an Wilhelm Stemmer, Politiker in Wien; Schwaz, 27.3.1962:

Die gesellschaftliche und geschichtliche Situation nach dem 1. Krieg war für die damaligen BEAn [Bundeserziehungsanstalten] im allgemeinen günstig. Das währte etwa 10 Jahre, teilweis noch etwas länger. Damals bekannten Geister und Willen sich dazu, die Gesellschaft in ihrem Kern dadurch zu erneuern, daß der Mensch erneuert würde. Man traute sich das damals zu. Wir haben damals an den Menschen geglaubt, heiß geglaubt, nämlich an den Menschen als einzelnes Individuum. Der Mensch – und darum der individuell gegebene Zögling – war uns das erste, die Gesellschaft (das Kollektiv) das zweite. Heut, 40 Jahre später und das Jahre voll Explosivkraft, denkt man darin eigentlich entgegengesetzt. Selbstverständlich simplifiziere ich hier gar nicht leicht durchschaubare historische Situationen. Übrigens streiten gegenwärtige Historiker darüber, ob der "prometheische" Zug jener ersten Nachkriegsjahre nicht bloß einen Ausklang, also ein Ende, bedeute, u. zw. ein Ende des prometheischen Begehrens, das als Nachhall der großen französischen Revolution das 19. Jhdt durchdrang.

Aus einem Brief Tesars an Alfred Birbaumer, Pädagoge und Germanist, damals in Wien; Schwaz, 23.11.1965:

In letzten Tagen hab ich mich wieder stärker mit der steigenden Jugendkriminalität abgegeben. In Anschluß an den Artikel neulich in d. "Zeit". Aber diese bittere Frage gibt mir seit vielen Jahren Unruhe. Dieses unaufhaltsame Steigen, oft genug sprunghaft, sollte allen Verantwortlichen u auch den Denkenden Sorge machen. Menschlich (nicht moralisierend) Sorge! Das gang und gäbe Suchen nach der od. jener Ursache als Art Sündenbock od. mindestens Krankheitskeim, zeigt seit je von so viel Blindheit, daß ich mich manchmal frage: ist oder macht sich diese Blindheit bezahlt. Denn "Kriminelle" u erst recht fürs Kriminelle anfällige Jugend wirft in mancherlei geschäftlichen Zweigen gute Gewinne ab, sehr gute. Es ist wie bei Hurenhäusern, die Öffentlichkeit tut laut entrüstet, selten im stillen, doch die Hausbesitzer lachen sich in die Fäuste u streichen mit steigender öffentl. Entrüstung steigende Profite ein.
Selbstverständlich ist – mit größerer Wahrscheinlichkeit – die erwachsene Gesellschaft Ursache. Darum können auch Einzelne nicht viel dagegen ausrichten. Es gibt nicht die oder jene vereinzelte Ursache sondern es ist ein ganzes verwirrtes Knäul von Ursachen, nämlich: unser gesamtes gesellschaftliches Sein u Geschehen, seit Jahrzehnten. Man mag sich das, aus gedanklicher Ökonomie, soziologisch u psychologisch u moralisch u.s.w. untergliedern – unsre leichtfertigen Eingriffe in das (elektro-magn.) Strahlungsgleichgewicht u als Folge unerwünschte Gen-Mutationen, gewiß ist auch der schizoide (schizophrene) Charakter dieser Jugend, aber heut auch noch genug andrer Jugend, schier mit Händen zu greifen, gewiß ebenso das moralisch Trotzende u zugleich moralisch Verzweifelnde dieser Jugend usw. – stets steckt, für mein Empfinden, das Gleiche dahinter (das allerdings selbst sehr verwickelt ist): die ständig steigende u schamlosere Verlogenheit aller Instanzen u Institutionen u Menschen der erwachsenen Ges., von der Familie an über Kindergarten u Schule bis zum Beruf u zur Ehe od. wenigstens Liebschaft, ja bis zum Eingesaugtwerden od. auch namenlos wo im Straßendreck od. Atommüll verrecken – alles umkränzt von nicht weniger heuchlerischer weltlicher od. kirchlicher Machtpolitik u Geltungsgier.

Keiner weiß es:
Ob er Dung einst
Oder ob er auserlesen.

Stehst vor Gott du: nicht zu reden brauchst du.
Wirst auch nicht gefragt,
Wirst nicht geurteilt.

Ob Gott weiß,
Ob er dich anblickt –
Das sind kleine Menschenwörter.

Auch ob er ist
Und was denn wirklich ist –
Keiner weiß es.

Fürcht dich nicht!
Dung bist du sogleich,
Ewigkeit bist du sogleich –
Fürcht dich nicht! 8.2.1966

Daniela Hättich

Gedichte

Mauern

Eine Mauer vor den Nachbarn
Einen Zaun um den Garten
Mauern von Wort zu Wort

Eine Mauer vor die Kranken
um die Irren um die
gottgestraften Männer um die
aussätzigen Sündenböcke
einer jeden Zeit

Eine Mauer für die Folter heute
Mauern um Mauthausen gestern
Mauern um die Marionettenspieler
die Bombenbastler die Kriegsspieler die
Quälgeister im Verborgenen
weiß dann wieder keiner
will vielleicht auch keiner wissen

Mauern vor den Blick auf 6 Millionen Juden
Mauern gegen die Trauer
Masken vors Gesicht
Mit der Fortschrittsbrille vor den Augen
den Ohrenschützern gegen die Empörten
über Menschenseele Baum und Fluß hinweg

Stellt die neuen Götzen
Plastik und Computer in die Schreine
Heilige Dreieinigkeit von Fortschritt
Leistung und Verstand
Menschen leben
zwischen Seelenmauern und Beton
bricht ein Grashalm durch das Pflaster
wird der Widerstand im Keim erstickt

Daniela Hättich, geb. 1961; studiert Psychologie in Innsbruck.

Rio Negro
Rio Solimoes
Archetypen
der Liebe

Yin
an der Grenze
zum Yang
Schwarz
neben Weiß
Haut
an Haut

Grenzen wahrend
Nah sein
Welle
für Welle
die Ströme
vereinen

Amazonas
werden
und doch
Rio Negro
Rio Solimoes
bleiben

Ist noch der Himmel
ein Himmel
Ist noch das Land
ein Land
in dem ewigen Winter
der ist und bleibt ?
Prinpja
verloren verlassen
stehn schon die Wachen
weht noch die Wäsche
wartend auf Wiederkehr
Heulen noch die Wölfe
die zurückgelassenen Hunde
letzte Wirklichkeiten
vor dem Schweigen
in die Jahrtausende

Prinpja
stummer Schrei
in warnendem Schweigen

Prinpja, verseucht und verlassen
am Tage des Reaktorunfalles
in Tschernobyl

Ludwig Erik Tesar als heimlicher Mitarbeiter der "Fackel"[1)]

von
Eberhard Sauermann (Innsbruck)

In seiner "Razzia auf Literarhistoriker" von Anfang 1912 [2)] behauptete Karl Kraus, er meide – was die Literatur betreffe – den Anblick der Supplementbände von Konversationslexika; aber einer, der's gut mit ihm meine, habe seine Biographie darin vermißt und die Firmen Meyer und Brockhaus auch darauf aufmerksam gemacht; doch sei es dabei geblieben, daß die "Fackel" sogar in der Rubrik "Wiener Zeitungswesen" fehle. Kraus' Resümee: "Mein Lebenslauf fühlt sich nur wohl dabei, wenn er von den Herren Arnold, Hauser und Necker nicht durch Beachtung aufgehalten wird."

Ein Jahr später hat sich Kraus offenbar doch dem Anblick eines solchen Supplementbandes ausgesetzt. Am 15.5.1913 schreibt er an Ludwig Erik Tesar, er möchte ihn bald wiedersehen, um etwas mit ihm zu besprechen.[3)] Bei diesem Treffen, das um den 18.5. stattgefunden haben wird, muß Kraus Tesar auf Otto Hausers Artikel "Deutsche Literatur in Österreich" im soeben erschienenen Jahres-Supplement-Band 1911-1912 von Meyers Großem Konversations-Lexikon[4)] hingewiesen und ihn um einen 'offenen Brief' an Meyers Lexikon ersucht haben. Denn wenige Tage darauf, am 22.5., richtet Tesar ein Schreiben an Kraus,[5)] in dem im ersten Satz ("Der Brief –.") offenbar auf eine Beilage verwiesen[6)] und mit einem weiteren Satz ("Ich werde Samstag Nachts ins Imperial kommen.") ein nochmaliges Treffen angekündigt wird. "Der Brief" ist erhalten geblieben, und zwar im Nachlaß Tesars im Forschungsinstitut "Brenner-Archiv" an der Universität Innsbruck. Es handelt sich dabei um den Entwurf eines Briefes, den Tesar wohl an den damaligen Verlagsinhaber des Bibliographischen Instituts, Arndt Meyer, gerichtet hat, um einen Entwurf, der nach einer Begutachtung durch Kraus in der "Fackel" hätte erscheinen sollen. In diesem 'offenen Brief' polemisiert Tesar gegen Auswahl und Charakterisierung von österreichischen Schriftstellern durch Otto Hauser, besonders gegen dessen Behandlung von Karl Kraus.

---

1) Vgl. Eberhard Sauermann: Ludwig Erik Tesar als Mitarbeiter der "Fackel". In: Kraus-Hefte (München) H.9, Jan. 1979, S. 8-12.
2) Fackel 341-342, 27.1.1912, S.29-43, hier S.29f.
3) Wie alle Briefe Kraus' an Tesar Privatbesitz Innsbruck (Kopie im Forschungsinstitut "Brenner-Archiv").
4) 6.Aufl. Bd.24. Leipzig-Wien 1913, S.206-213.
5) Wie alle Briefe Tesars an Kraus im Kraus-Archiv der Wiener Stadt- und Landesbibliothek (Kopie im Forschungsinstitut "Brenner-Archiv").
6) Man vergleiche den ähnlichen Beginn von Tesars Brief an Kraus vom 16.3.1913, dem ebenfalls ein für die "Fackel" konzipierter Beitrag beigelegt war. Nach freundlicher Auskunft der Wiener Stadt- und Landesbibliothek ist zwar das Couvert zu Tesars Brief vom 22.5.1913 nicht mehr erhalten, aber das Format des Briefs bzw. dessen Faltung stimmt mit dem Briefentwurf ('offener Brief' an Meyer) soweit überein, daß die Annahme einer gemeinsamen postalischen Sendung berechtigt ist.

Das wirft nun einige Fragen auf: Wieso hat nicht Kraus selbst in einer Fortsetzung seiner "Razzia auf Literarhistoriker" Hausers Artikel aufs Korn genommen? Wieso sollte ausgerechnet Tesar darüber schreiben? Wieso in Form eines Briefs? Tesar, 1879 in Brünn geboren, damals Mathematik- und Physik-Lehrer in Wien, durch seine kunstkritischen Artikel über Kokoschka, Otto Wagner und Josef Hoffmann in der "Kunst-Revue" (Beilage zu "Österreichs Illustrierter Zeitung") ins Blickfeld von Kraus getreten, hatte 1910 und 1911 in der "Fackel" zwei kunstgeschichtlich bedeutende Aufsätze über Kokoschka und einen über Wissenschaft und Individualität veröffentlicht.[7] Auch nach Kraus' Entschluß vom November 1911, seine "Fackel" allein zu schreiben, blieb er als sein Bewunderer wie auch als Informant mit ihm in Kontakt. Am 30.12.1911 macht er Kraus darauf aufmerksam, daß im letzten Heft der Berliner Zeitschrift "Kunst und Künstler" ein Artikel über Leo Popper enthalten sei, in dem aber dessen "Fackel"-Beiträge nicht erwähnt seien. Offenbar wollte Kraus diesen Brief Tesars in der "Fackel" veröffentlichen, was aus seinen eigenhändigen Korrekturen und Hinweisen für den Setzer zu schließen ist. Allerdings beweisen diese Korrekturen auch, daß Kraus den Brief nicht als Brief wiedergeben, sondern nur Ausschnitte davon als Mitteilung von Sachverhalten verwenden wollte (Anrede, Schlußformel und Unterschrift sind gestrichen). – Daß es letztlich doch nicht zur Veröffentlichung dieses Briefs gekommen ist, dürfte damit zusammenhängen, daß Kraus nach seinem eigenen Nachruf auf Leo Popper in der "Fackel" 334-335 vom 31.10.1911[8] auch die "Fackel" 339-340 vom 30.12.1911 dazu benützt hat, Poppers Bedeutung herauszustreichen, indem er Georg Lukács' ausführlichen Nachruf auf Popper auszugsweise zitierte (S.26f.). Tesars Brief war also für dieses "Fackel"-Heft zu spät eingelangt.

In seinem Brief vom 18.2.1912 polemisiert Tesar unter Bezug auf Kraus' Soergel-Essay gegen andere Literaturgeschichten. Am 16.5.1912 macht er Kraus auf eine "bürgerlich verhunzte" Ausgabe von Cervantes' "Don Quixote" durch Will Vesper aufmerksam. Kraus antwortet postwendend (am 17.5.), er möchte mit ihm über diese Angelegenheit sprechen. – Doch wieder ist es nicht zur Veröffentlichung einer Stellungnahme Tesars gekommen. Wahrscheinlich war Vesper für Kraus (noch) nicht der Rede wert; erst 1930 kommt Kraus – und auch da nur nebenbei – auf ihn zu sprechen, und in der "Fackel" 847 vom März 1931 (S.82) polemisiert er gegen ihn als den Herausgeber der Zeitschrift "Die schöne/neue Literatur".

Am 16.3.1913 schreibt Tesar an Kraus: "Das Versprochene. Sollten Sie etwas ändern wollen, bitte teilen Sie mir das mit [...]. Ich bin noch voll dem heute früh Durchsprochenem[!]." Kraus muß ihm an diesem Tag von der Kritik erzählt haben, die an seinen physikalischen Kenntnissen in seiner Schnitzler-Glosse[9] geübt worden sei. Denn in der "Fackel" 372-373 vom 1.4.1913 (S.31f.) erschien ein an Kraus gerichteter Brief, unterzeichnet mit "L. E. Tesar, Physikprofessor" – auf eine Art also, die Tesar in seinen Briefen an Kraus nie verwendet, die aber zur Legitimierung seiner Fachkompetenz nützlich war. In diesem Brief wird solche Kritik an Kraus – gemessen an der Physik wie an der Literarizität des Textes – als verfehlt hingestellt. Der Abdruck eines an Kraus gerichteten Briefs in der "Fackel" hat zu jener Zeit Seltenheitswert. Denn seit sich Kraus Ende 1911 dazu entschlossen hatte, die Beiträge für die "Fackel" selbst zu verfassen, hat er sich die Zusendung von Manuskripten u.ä. verbeten;

---

7) Oskar Kokoschka. Ein Gespräch. In: Fackel 298-299, 21.3.1910, S.34-44; Der Fall Oskar Kokoschka und die Gesellschaft. In: Fackel 319-320, 31.3.1911, S.31-39; Die Wissenschaft und der einzelne Mensch. In: Fackel 324-325, 2.6.1911, S.30-37.

8) "Leo Popper, dessen bedeutender Anfang als Gestalter kunsttheoretischer Erkenntnisse der 'Fackel' gehört hat, ist, fünfundzwanzigjährig, am 22. Oktober 1911 in Görbersdorf gestorben."(S.37)

9) Fackel 370-371, 5.3.1913, S.15f.

deutlich kommt dies in der von Zeit zu Zeit abgedruckten Verlagsnotiz zum Ausdruck: "Es wird wiederholt darauf aufmerksam gemacht, daß nur Zuschriften, die administrative Angelegenheiten der Fackel betreffen, [...] Berücksichtigung finden und daß jede Art von Mitteilung [auch Informationen und Urteile], die [...] an den Herausgeber adressiert ist, zwecklose Mühe bleibt".[10]In der "Fackel" jener Zeit (von der Mitte des 13. bis zum Ende des 15. Jahrgangs, also Nov. 1911 bis März 1914) findet sich kein einziger dem Abdruck von Tesars Brief vergleichbarer Fall, da die wenigen anderen an Kraus gerichteten nicht-administrativen Briefe, die in der "Fackel" veröffentlicht wurden, in petit-Druck wiedergegeben[11] und kommentiert oder gar in eine längere Erörterung eingebaut sind[12] und ihre Verfasser meistens anonym bleiben.[13]

Im Mai 1913 wäre es beinahe zu einem ähnlich ungewöhnlichen Vorgang gekommen, eben zum Abdruck des an Meyer gerichteten Briefs von Tesar. Als einziger vergleichbarer Fall findet sich in der "Fackel" zwischen Ende 1911 und Frühjahr 1914 die Veröffentlichung eines Briefs von J.V.Widmann an Carl Dallago, in dem es um Kraus geht; der Brief ist in petit-Druck wiedergegeben und in einen Kommentar eingebaut.[14] – Hier ist nun jener Brief, den Tesar seinem Schreiben an Kraus vom 22.5.1913 beigelegt hat:

L.E.Tesar, k.k. Professor, Wien, IX./1. Grünethorg 19.

... Mai 1913.

Geehrter Herr,

der Artikel "deutsche Literatur in Österreich" im Jahres-Supplement 1911/12 Ihres Lexikons veranlaßt mich zu einer Entgegnung.

Der Zweck eines Lexikonsartikels ist sachliche Information des Lesers, Herr Otto Hauser, der Verfasser des angeführten Artikels, gibt statt derer gefährlich einseitige und befangene Auffassung. Ihr ausführlich zu erwidern, erforderte es ein Buch von einigen hundert Seiten – ich begnüge mich, die störendsten allgemeinen und besonderen Verfehlungen anzumerken.

Herr Hauser teilt die Literatur nach der Konfession der Autoren ein; Juden kommen am schlechtesten weg, Protestanten am besten, Katholiken stehen im Wert zwischen Juden und Protestanten. Diese Ordnung nach Taufscheinen ist billig und unzulänglich. Die Konfession des Dichters sagt nichts über den Charakter des Dichters (welcher – nach naturwissenschaftlicher Erfahrung – von Voreltern her als Christ eine jüdische Seele, als Jude eine christliche Seele in sich haben kann), die Konfession und der Charakter des Dichters sagen nichts über den Charakter des Werkes. Ich kenne Skizzen und Novellen von den "Juden" Altenberg und David, die so voll christlicher Liebe und Ergebung sind, so innig der Lehre Christi genügen, daß sie an evangelische Gleichnisse gemahnen. Umgekehrt, erinnert gerade der Ton des Herrn Hauser, trotzdem sich dieser als deutscher Protestant aus Südungarn vorstellt, an jüdische Intoleranz.

---

10) Fackel 376-377, 30.5.1913, nach S.48.
11) Die einzige Ausnahme bildet ein Brief von Siegmund Wilheim an Kraus (Fackel 386, 29.10.1913, S.13ff.), der aber bereits 9 Jahre zuvor entstanden ist, nicht Kraus betrifft und zudem in eine Glosse eingebaut ist.
12) Die einzige Ausnahme bildet ein Brief eines anonymen Verfassers, der offenbar für sich selbst sprechen sollte (Fackel 351-353, 21.6.1912, S.15ff.).
13) Ausnahmen sind der Brief von August Heinz Holter (Fackel 368-369, 5.2.1913, S.30) und der Brief von Ragnvald Blix (Fackel 376-377, 30.5.1913, S.28).
14) Fackel 341-342, 27.1.1912, S.43.

Uneingeschränktes Lob hat Herr Hauser in den 11 Spalten einem einzigen gegeben – sich selbst. Für sich selbst wendet er die meisten Zeilen auf, während er einen Stifter mit den drei Worten "etwas pedantischer Idylliker" abtut, einen Sauter überhaupt nicht nennt. Für sich selbst nimmt er "Geistigkeit" und "Tiefe" in Anspruch, die er einem Grillparzer abspricht. Es ist mir fern, Herrn Hauser die Ehre abzusprechen, die ihm gebürt – er ist schreibefleißig und bemüht sich dreißig Sprachen zu kennen; jeder Wiener Buchhändlergehilfe wird es bestätigen: aber es verlangt das Gefühl für Reinlichkeit auch die Konstatierung, daß Herr Hauser, der Riesen zu Bettlern, Zwerge zu Riesen macht, bis jetzt keinen Beweis geliefert hat, irgendwie in der Sprache bewandert zu sein, die er als seine Muttersprache bezeichnet. – Nächst günstige Raumreklame hat Herr Hauser Richard Schaukal gesichert. Er stellt dessen Lyrik der eines Lenau voran! Des "Modepoeten von 1830"! Kluge Sorgfalt läßt dann nöch Herr Hauser seinem engeren Landsmann Kolbenheyer angedeihn und Schönherr (ohne freilich zu verabsäumen, diesem das katholische Bekenntnis vorzuwerfen). Neben diesen Anerkennungen im nachbarlichen Kreis finden sich fast nur gallige Wörter und entstellende Urteile. – Sie werden begreifen, wenn vor diesem Sachverhalt der in österreichischen Verhältnissen vertraute Leser zur Überzeugung kommt, Meyers Lexikon teile die Schriftsteller seines Landes in solche, die Freunde des Herrn Hauser sind, und in solche, die seine Freunde nicht sind.

Am empörendsten aber mißbraucht Herr Hauser die von Ihnen gewährte Schreibefreiheit in folgenden Zeilen: "Fritz Wittels (»Ezechiel der Zugereiste« = Karl Kraus, der Wiener Maximilian Harden, 1910)." Hätte Herr Hauser einen Autor von so und so viel Werken und Herausgeber einer Zeitschrift, die im XIV. Jahrgang steht, überhaupt nicht erwähnt, ich würde kaum einen Vorwurf gegen ihn erheben. Sein Verschweigen wäre journalistischer Haß gewesen, die Waffe derer, die sich für den Tag rächen. Seine Art indes Karl Kraus zu zitieren führt den unkundigen Leser irre, der sich aus Ihrem Lexikon über Österreich Rat holen will. Mehr – ich muß, gezwungen durch die Haltung des ganzen Artikels, annehmen, daß diese Irreführung beabsichtigt ist. Einen Mann, der seit 13 Jahren bestimmenden Einfluß auf österreichische und deutsche Schriftsteller und Nichtschriftsteller nimmt,[15] der in seiner Zeitschrift Strindberg, Liliencron, Wedekind zu einer Zeit zum Wort ließ, als sie ganz Deutschland verlachte, braucht Herr Hauser nicht zu kennen vorgeben, trotzdem über diesen Mann Studien und Bücher geschrieben wurden – aber Herr Hauser darf in einem informativen Artikel nicht Geschichte fälschen. Er darf Karl Kraus nicht der Titelfigur eines rachsüchtigen Schlüsselromans gleichsetzen, der von Berliner Gerichten verboten wurde, von ihnen als Machwerk stigmatisiert wurde, dessen pathologisch trübe Quellen durch Prozeßakte und Briefe festgestellt wurde. Er darf auch den Umstand nicht verwechseln, daß Wittels (übrigens ein ehemaliger Mitarbeiter der von Karl Kraus herausgegebenen Zeitschrift) diesen nicht im Titelhelden sondern in einer Nebenfigur schmähen wollte. Er darf nicht den Namen Kraus zur Klammerapposition des Namens Wittels machen. Was endlich die Beifügung "Wiener Maximilian Harden" betrifft, blos das eine – Karl Kraus hat als Erster die publizistische Stellung Hardens erschüttert, indem er die Bemühung Hardens nachwies, hinter sensationellen Äußerlichkeiten den Mangel eines Ich zu verbergen. –

Nach diesen notwendigsten Berichtigungen seien andere Verstöße nur flüchtig angedeutet. Von Stifter habe ich schon geschrieben, ebenso von Altenberg und David. Altenberg, dessen künstlerische Form vielleicht eine der revolutionärsten Neuerungen innerhalb der deutschen Dichtung ist (vgl. Hatvany in der Berliner Neuen Rundschau), wird als "manierierter" Skizzer beiläufig genannt und daß er "eigentlich Engländer" heiße! Rilke, der ein Heer von nachahmenden Jüngern hinter sich zieht, als ein bloß in "Nachahmung aufgehendes Talent" abgeurteilt. Hofmannsthal nur als Bearbeiter früherer Stücke erwähnt. Ich betone, daß ich selbst weder Rilke noch Hofmannsthal zuneige, aber man muß die Gründe kennen, aus denen man Dichter und Schriftsteller ablehnt, darf nicht kritikunwillig oder kritikunfähig mit

15) Vgl. Tesars Beitrag zur "Rundfrage über Karl Kraus" im "Brenner" vom 15.6.1913: Kraus habe seit dutzend Jahren Schriftsteller und Nicht-Schriftsteller beeinflußt (S.843).

konfessionellen Schlagwörtern um sich werfen. Gerade der von Herrn Hauser bis zu Goethe erhobene Schaukal ist ohne Hofmannsthal und Rilke undenkbar. Ich bekenne mich auch nicht zu dem Philosophen Weininger, nimmer aber würde ich es wagen, dessen Werk, das die besten Geister Europas beschäftigt hat, leichthin als "antisemitisch-sexuelle" Sensation abzutun, die durch den "Selbstmord des Verfassers" gesteigert wurde. Herr Hauser geizt mit dem Raum, wenn er ihm unsympatische Schriftsteller gilt, führt nicht einmal die Titel ihrer Werke an, doch er hält die philologische Zusammensetzung des Wortes Schaukal aus deutschen und slavischen Elementen für wichtig genug, um ihr in einer Literaturübersicht zwei Zeilen zu widmen!

Ich werde mit den Mängeln nicht fertig – Nestroy "gröbste Posseneffekte", weniger als Berg und Langer! Mitterwurzer keine "eigentliche Größe"! Rosegger "Mache", Saar "schönrednerischer Epigone"! Unter den Essayisten selbstverständlich nicht Kraus, doch auch nicht Kürnberger und Kassner. Unter den Lyrikern nicht Wallpach, nicht Herold; von Jüngeren nicht erst zu sprechen. Immer und überall aber Otto Hauser, Richard Schaukal. – Größenwahn ist das Vorrecht der Mediocrität. Ich hielt es immerhin bis jetzt für ausgeschlossen, daß sich die Mediocrität in einem Lexikon, das doch so etwas wie einen Bänderedakteur haben muß, ungehindert als das Reifste und Tiefste aufspielen darf, was seit Jahrhunderten ein Volk von mehreren Millionen Seelen an Geist hervorgebracht hat.

Gewiß – ein Lexikonartikel ist keine Literaturgeschichte und jeder Autor hat eine persönliche Meinung. Aber, ich wiederhole es, ein Lexikonartikel muß sachlich sein, umsomehr, wenn dieses Lexikon in allen Kontinenten verbreitet ist, von Hunderttausenden benützt wird. Welches Zutrauen kann ich zu anderen Artikeln eines Lexikons haben, wenn es in dem Gebiet, das ich selbst kenne, schiefe Ansichten und Irrtümer die Fülle aufweist? Ich habe die sichere Hoffnung, daß Sie, von der Mangelhaftigkeit des Artikels nicht unterrichtet, ihn in der Neuauflage des Lexikons gründlich um- und durcharbeiten lassen. Sie werden dann darauf sehen, daß der Artikel über die "deutsche Literatur in Österreich" wirklich über geistige Strömungen unterrichtet, nicht persönlicher oder freundschaftlicher Reklame und konfessioneller Hetze dient, daß er auch die Zeitschriften nicht verschweigt, die auf den Gang der "deutschen Literatur in Österreich" Einfluß hatten und haben, daß er, soweit das in einem Lexikon möglich ist, schon in der Verteilung der Zeilen der Bedeutung der Dichter und Schriftsteller Rechnung trägt.

Wie gesagt, der Brief stellt einen Entwurf dar: er ist übersät mit Korrekturen von Tesars Hand, es fehlt die abschließende Höflichkeitsformel, beim Datum ist die Angabe des Tages noch offengelassen. Es läßt sich nicht mehr mit Sicherheit entscheiden, wieviele Personen den Briefentwurf in Händen gehabt und mit Korrekturen oder Notizen versehen haben. Ich vermute aufgrund eines Schriftvergleichs, daß Kraus den Briefentwurf überflogen hat, einige Streichungen und Änderungen selbst durchgeführt und dann einen Angestellten seines Verlags beauftragt hat, den Briefentwurf noch einmal überarbeiten und für den Satz einrichten sowie bis Samstag (den 24.5.) zwei Abzüge in Quartformat drucken zu lassen. Folgende Korrekturen stammen wohl von Kraus selbst: die Streichung von "gallige Wörter", "Liliencron", "und Briefe", "übrigens ein ehemaliger Mitarbeiter der von Karl Kraus herausgegebenen Zeitschrift", "vgl. Hatvany in der Berliner Neuen Rundschau", "Unter den Lyrikern nicht Wallpach, nicht Herold; von Jüngeren nicht erst zu sprechen", "daß er auch die Zeitschriften nicht verschweigt, die auf den Gang der 'deutschen Literatur in Österreich' Einfluß hatten und haben"; ferner die Änderung von "XIV. Jg." in "XV.", "seit 13 Jahren" in "14", "festgestellt wurde" in "festgestellt ist" bzw. "...sind".

Kraus' Eingriffe sind recht aufschlußreich: Abgesehen von solchen Korrekturen, die sachliche Irrtümer Tesars richtigstellen (Jahrgang der "Fackel"), grammatikalische Fehler ausmerzen ("festgestellt wurde" hat Kraus zuerst – wohl weil das Wort "wurde" in dem Satz dreimal vorkommt – in "...ist" geändert und dann – weil vom Subjekt her Plural erforderlich ist – in

"...sind")[16] oder der Verbesserung des Stils dienen (durch Eliminierung von Wiederholungen), sind es die folgenden Streichungen, die hier besonders interessieren:

– "Liliencron": Als Kraus Texte von Liliencron in der "Fackel" veröffentlichte (erstmals 1905), wurde Liliencron in Deutschland keineswegs mehr verlacht; da waren schon seine "Sämtlichen Werke" erschienen, er war in literarischen Kreisen hochgeschätzt und hatte sogar in Kaiser Wilhelm II. einen Mäzen gefunden.

– "übrigens ein ehemaliger Mitarbeiter der von Karl Kraus herausgegebenen Zeitschrift": Es scheint Kraus peinlich gewesen zu sein, daß Wittels ein ehemaliger Mitarbeiter seiner Zeitschrift war; bis 1908 hatte er dort veröffentlicht, dann ist allerdings nur mehr 1910 und 1918 indirekt von ihm die Rede.

– "vgl. Hatvany in der Berliner Neuen Rundschau": Paul Hatvani (Ps. für Paul Hirsch, 1892-1975) war ein Schützling von Kraus – Kraus soll ihm geraten haben, sich an Herwarth Walden zu wenden, in dessen "Sturm" er ab April 1912 publizierte; in der "Fackel" 357-359 vom 5.10.1912 (S.49) wies Kraus auf das in der "Budapester Presse" vom 27.6. erschienene Feuilleton "Karl Kraus" von Hatvani hin. (Auch die Nennung Hatvanis in der "Fackel" 613 von 1923 dokumentiert die anhaltende Wertschätzung durch Kraus.) Offenbar hatte Hatvani Kraus erzählt, von ihm werde ein Essay über Peter Altenberg in der "Neuen Deutschen Rundschau" erscheinen. Daß sich Hatvani gerade an diese Zeitschrift wenden wollte oder gewandt hatte, lag nahe, da in ihr einige Monate zuvor[17] eine Rezension des Friedell-Buchs über Altenberg (von Friedrich Stieve) erschienen war. Den Rat, seinen Essay dieser Zeitschrift anzubieten, wird Hatvani aber kaum von Kraus erhalten haben – man denke nur an die Polemiken Kraus' gegen den Herausgeber der "Neuen Deutschen Rundschau", Oskar Bie, wie sie sich auch noch 1912 in der "Fackel" finden. Kraus muß dann wohl um den 22.5.1913 zur Kenntnis genommen haben, daß Hatvanis Essay doch nicht in dieser Zeitschrift erschienen ist, weshalb er diese Passage in Tesars Briefentwurf gestrichen hat. (Hatvanis Essay erschien dann unter dem Titel "Betrachtung beim Lesen eines großen Dichters" im Spätsommer 1913 in "Salto Mortale", einer Sammlung seiner Aphorismen, Essays und Skizzen.)[18] Kraus' Einsatz für Peter Altenberg in der "Fackel" und darüber hinaus war enorm; hier sei nur an jene "Fackel"-Hefte von 1912/13 erinnert, die sich mit ihm beschäftigen, damit die Aktualität des Themas (in den Augen von Kraus, Hatvani und Tesar) deutlicher zur Geltung kommt: "Fackel" 341-342 vom 27.1.1912 (S.35ff.) über die Literaturgeschichte Albert Soergels, in der Altenberg nicht gebührend behandelt worden sei; "Fackel" 372-373 vom 1.4.1913 (S.20ff.) mit Auszügen aus Altenbergs neuestem Buch "Semmering 1912"; schließlich "Fackel" 374-375 vom 8.5.1913 (S.14ff.) über eine Altenberg-Vorlesung.

– "Unter den Lyrikern nicht Wallpach, nicht Herold; von Jüngeren nicht erst zu sprechen": Herold hat Kraus überhaupt nie erwähnt, gegen Wallpach hat er nur polemisiert.[19] Tesar wird Wallpach nicht zuletzt aus seiner Lektüre des "Brenner" gekannt haben, in dem Wallpach bis 1912 einer der führenden Lyriker war.

Zurück zu den Eingriffen in Tesars Briefentwurf: Nachdem Kraus den von ihm vorkorrigierten Entwurf einem Verlagsangestellten übergeben hatte, notierte dieser auf Seite 1 oben "2

16) Übrigens die einzige Korrektur, bei deren Urheberschaft (durch Kraus selbst) kein Zweifel besteht.
17) Jg.23, 1912, Bd.2, Heft vom Sept., S.1341f.
18) Heidelberg: Saturn-Verlag, S.46f.
19) Fackel 99 von 1902, S.23, gegen Wallpach als Schriftleiter des alldeutschen "Scherer".

Coup[?]/[20] Quart /[21] Samstag"; ein anderer Verlagsangestellter verdeutlichte dann schwer leserliche Zeichen, Buchstaben und Wörter durch Nachziehen oder Neuschreiben und änderte die Formulierung "Herrn Hauser die Ehre abzusprechen" in "Herrn Hauser in die Ehre zu schneiden", nahm zwei Änderungen in der Interpunktion vor und ergänzte "durch Prozeßakten" sowie "Wedekind und andere" und unterschrieb mit "In vorzüglicher Hochachtung".[22]

Kern von Tesars Brief ist die Kritik an Otto Hauser: Dieser stelle sich als einen der bedeutendsten Dichter dar, obwohl er noch nicht einmal einen Beweis geliefert habe, der deutschen Sprache mächtig zu sein, und nur in seinem Bemühen, Kenner von 30 Sprachen zu sein, anerkannt werden könne. – Diesen Otto Hauser hat Kraus erstmals in der "Fackel" 341-342 vom 27.1.1912 (S.33f.) aufs Korn genommen: Herr Hauser, "ein Übersetzungsbureau", beherrsche mehr als 20 Sprachen, wie es in seiner Biographie in einer Lyrikanthologie gerühmt werde; "Wenn sich aber zwanzig Sprachen von Herrn Hauser beherrschen lassen, so geschieht ihnen recht". Es wurde eingangs darauf hingewiesen, daß Kraus' Biographie in literaturgeschichtlichen Aufsätzen in den Konversationslexika von Meyer und Brockhaus vor 1912 vermißt wurde, was Kraus zu der Aussage veranlaßt hat, sein Lebenslauf fühle sich nur wohl dabei, wenn er von Hauser & Co. nicht durch Beachtung aufgehalten werde.[23] In der "Fackel" 484-498 vom 15.10.1918 (S.140) kommt Kraus noch einmal auf Otto Hauser zu sprechen, und zwar wieder im Zusammenhang mit seiner Kritik an Literarhistorikern: "Vielmehr haben in den letzten Jahren etliche Professionisten es fertig gebracht, Herrn Stefan Zweig und sonstige Manufaktoren sub specie aeternitatis anzusehen und von mir nichts zu wissen, mit der einzigen Ausnahme jenes Wiener Schwachkopfs, der für ein deutsches Konversationslexikon das Kapitel 'Österreichische Literatur' zu bearbeiten hat und meinen Namen im Zusammenhang mit einem Schlüsselroman erwähnt, dessen medizinischer Ursprung in Gerichtsakten wie in den vor und nach der Entstehung an mich gerichteten Liebesbriefen seines hochwertigen Schöpfers bezeichnet ist."[24]

Darin spiegelt sich die Affäre um Hausers Artikel mit der Wittels-Anspielung wider, wie sie sich in Tesars Brief an Arndt Meyer niedergeschlagen hat. Daß Tesars Brief dann doch nicht in der "Fackel" erschienen ist, wird mehrere Ursachen gehabt haben. Vermutlich war Kraus der Brief sowohl zu lang als auch zu schlecht geschrieben: abgesehen von Verstößen gegen Grammatik und Rechtschreibung wie "Lexikonsartikels", "derer", "gebürt", "schreibefleißig", "nicht zu kennen vorgeben", "Prozeßakte", "festgestellt wurde", "blos", "Hatvany", "unsympatische Schriftsteller", die unschwer hätten korrigiert werden können, finden sich etliche stilistische Mängel wie "Otto Hauser gibt Auffassung", "zum Wort lassen", "Rilke zieht ein Heer hinter sich" usw. Außerdem sind viele Aussagen in Tesars Brief nicht treffend genug. Übrigens war sich Tesar seiner sprachlichen Schwächen durchaus bewußt, wie aus seinem Brief an Kraus vom 11.3.1910 hervorgeht: "Mit großer Betrübnis habe ich heute Ihre Sendung [Tesars Manuskript 'Oskar Kokoschka. Ein Gespräch' mit Kraus' Korrekturen]

---

20) Die Entzifferung dieses schwer leserlichen Worts kann freilich nicht als gesichert gelten; möglicherweise stellt es eine Abkürzung von "coup d'essai" dar, was "Probestück" bedeutet; vielleicht ist es aber ein Schreibfehler für "cop.", also "Kopie".

21) In der Druckersprache dasjenige Format, bei dem der Bogen in 4 Blätter gebrochen ist, also 8 Seiten hat.

22) Eine Wendung, die Tesar in seinen Briefen (z.B. an Kraus und Ficker) nie gebraucht, im Gegensatz zu Kraus selbst (z.B. Brief an Tesar, 1.6.1910).

23) vgl. Anm.2.

24) Franz Öggs "Personenregister zur 'Fackel' von Karl Kraus" (München 1977) wäre zu ergänzen: Hauser, Otto ... 484/(140).

durchgesehen; denn sie zeigte mir wieder so recht deutlich, wie elend es mit meinem Deutsch bestellt ist. [...] Seien Sie deshalb von der Aufrichtigkeit meines Dankes für Ihre Verbesserungen und Ratschläge überzeugt."

Tesars sprachliche Mängel waren jedoch genausowenig wie Kraus' Entscheidung, Tesars Brief an Meyer – aus welchen Gründen auch immer – nicht zu veröffentlichen, Grund oder Anlaß für einen Abbruch ihrer persönlichen Beziehung: aus der Beilage zu Kraus' Brief vom Juli 1913 läßt sich schließen, daß Kraus Tesar in seiner beruflichen Laufbahn unterstützt hat. Noch Jahrzehnte später sprach Tesar voll Hochachtung von Kraus: er sehe in Österreich weit und breit keinen neuen Karl Kraus, keinen, der die Lügner aufzeigt, schreibt er am 7.5.1953 an Ernst Jirgal.[25] Und doch mag sich in der Causa Hauser-Meyer bereits die Kluft aufgetan haben, die zu einer Distanzierung Tesars von Kraus – seit 1914 sind keinerlei Kontakte mehr nachweisbar – geführt hat, eine Kluft, die sich nicht zuletzt durch Tesars mangelndes Verständnis für Kraus' Lebenswerk, die Sprachkultur, aufgetan hat: In seinem Brief an Bertrand Alfred Egger vom 12.5.1952 bedauert Tesar, daß sich die geistig tätigen Österreicher nicht gern mit menschlichen und gesellschaftlichen Fragen abgäben, sondern ins Ästhetische auswichen, wo dann die Form und das Philologische begehrter seien als das Inhaltliche und Philosophische – wofür auch Kraus und Hofmannsthal Beispiele seien.[26]

25) Privatbesitz Wien, Kopie im Forschungsinstitut "Brenner-Archiv".
26) Forschungsinstitut "Brenner-Archiv".

"ineffabile dictu." Ludwig Wittgenstein und Nikolaus von Cues (anhand der 'Cusanus-Beilage' Ludwig Hänsels vom 30. August 1920)

von
Christian-Paul Berger (Bregenz)

für Frau Charlotte Eder

Den Baum des Wissens hielten sie umschlungen; den Baum des Lebens aber faßten sie nicht. Und so war das Ende jener Philosophen, die nicht Gott die Ehre gaben, kein anderes, als daß sie in ihren leeren Eitelkeiten zugrunde gingen.
Nikolaus Cusanus

Der Mensch muß bei dem Glauben verharren, daß das Unbegreifliche begreiflich sei; er würde sonst nicht forschen.
Goethe

Es gibt eine zarte Empirie, die sich mit dem Gegenstand innigst identisch macht und dadurch zur eigentlichen Theorie wird. Diese Steigerung des geistigen Vermögens aber gehört einer hochgebildeten Zeit an.
Goethe

I

In einem neuaufgefundenen Brief Ludwig Hänsels an Ludwig Wittgenstein – und zwar vom 30. August 1920 – befindet sich eine *Beilage* mit dem fast vollständig wiedergegebenen Dialog Nikolaus' von Cues, "De deo abscondito". Dieser Brief und seine Beilage sollen als Ausgangspunkt zu den nunmehr folgenden Überlegungen dienen, die sich auf *theologische* Aspekte des "Tractatus" beziehen. Dabei ist die These, von der wir ausgehen wollen, nicht selbstverständlich: Wir betrachten den "Tractatus" hinsichtlich bestimmter Motive als ein *quasitheologisches* Werk, das im Medium der logischen Grundlagenforschung angelegt ist. Der Aufweis dieser These soll durch einen subtilen Vergleich von Texten des Cusanus mit Sätzen des "Tractatus" erarbeitet werden. Der Vergleich selbst gilt aber nur als Aufweis einer bestimmten Haltung, die Ludwig Hänsel offenbar dem "Tractatus" gegenüber einnahm und von der wir glauben, daß sie sehr originell ist. Der Brief Hänsels, der aus Salzburg an Wittgenstein geschickt wurde, lautet in vollständiger Wiedergabe:

Lieber Wittgenstein!
Vielleicht freut es Dich, wieder einmal altes Latein zu lesen. Den Dialog, den ich Dir (mit wenig Lücken) schicke, fand ich in einem sehr ehrwürdigen alten Folianten in der Stiftsbibliothek, mit dickem Holzdeckel und *schönem* Druck. Bohrwürmer durchs Holz bis tief in den Band hinein. Den Anfang und den Schluß des Dialogs fand ich prächtig. Und auch die Mitte ist Grund hinter den Gründen. Ich meine, er gefällt Dir auch. Nikolaus von Kues ist Bischof von Brixen gewesen. Mathematiker (auch zwei geometrische Abhandlungen sind in dem Volumen), genießt bei den Modernen Ruf als frühzeitiger Ahner der neuern Astronomie. Hat die doppelte Umdrehung der Erde gelehrt. Ende des 14.Jh. glaube ich. Epistolae ad Bohemos gegen die Hussitenlehre sind auch in dem Band. Also vielleicht schon gutes 15.Jh. – Behalt ihn mir auf.
1401-1464
Unendlicher Regen seit zwei Wochen. Die Kinder freuen sich auf die Überschwemmung wie die Leute auf die Bolschewiken. Sie möchten Schifferlfahren. (In dem Teil Salzburgs, wo wir wohnen, in Nonntal, sind nämlich kleine Hochwasser nichts so Seltenes.) Ich aber möchte noch auf zwei Berge: auf den kleinen Barmstein und auf den Hochkönig. Den ersteren kennst Du wohl von der Fischervilla aus. Bist Du schon berufen?
Herzliche Grüße von uns allen!
Dein Ludwig Hänsel[1])

Die Beilage zu diesem Brief, die der vorliegenden Arbeit als Faksimile beigegeben ist, enthält Unterstreichungen, auf die wir unser besonderes Augenmerk richten wollen. In einem Brief vom 27.11.1988 an mich stellt Hermann Hänsel, der Sohn von Ludwig Hänsel, fest, daß die Unterstreichungen mit größter Wahrscheinlichkeit von seinem Vater stammen. Er schreibt: "Die Unterstreichungen im handgeschriebenen Text von 'De deo abscondito' sind m.E. von meinem Vater. Er hob damit hervor was *ihm* bedeutend erschien. Ich erinnere mich an wellenlinienartige Unterstreichungen bei meinem Vater, jedoch nur an geradlinige bei Wittgenstein." Diese Unterstreichungen, so soll gleich am Beginn festgestellt werden, dokumentieren für uns eine bestimmte *Einstellung* Hänsels zum Ansatz Wittgensteins. Daß Hänsel die Stellen im Text des Cusanus unterstrichen hat, zeigt eine interpretative Tendenz einerseits, andererseits können die unterstrichenen Stellen als eine Antwort auf Wittgensteins Philosophie gelten. Die Originalität der interpretativen Tendenz steht außer Frage, vergleicht man damit z.B. die Briefe *G. Freges* zum "Tractatus", die kurz zuvor abgefaßt worden sind[2]) und die sich – gemeinsam mit den Briefen Hänsels – im selben Brieffund befinden. So zeigt sich dem aufmerksamen Leser der Frege-Briefe, wie ratlos der große Logiker dem Werk Wittgensteins gegenüber gestanden ist und wie groß im Prinzip sein Unverständnis war. Die Arbeitsweise des großen deutschen Logikers und mathematischen Grundlagenforschers ist eine gänzlich andere, seine Einstellung zu philosophischen Problemen damit ebenfalls. Hänsel dagegen bewies durch sei-

1) Brief Ludwig Hänsels an Ludwig Wittgenstein vom 30.8.1920, dzt. noch unveröffentlicht, Forschungsinstitut "Brenner-Archiv" an der Universität Innsbruck.

2) Es handelt sich hier vor allem um die gleichfalls noch unveröffentlichten Briefe Gottlob Freges an Ludwig Wittgenstein vom 16.9.1919 und vom 30.9.1919: Im ersten Brief ist Frege insbesondere über Wittgensteins Zweckangabe zu seinem Buch "Tractatus logico-philosophicus" verwundert. Frege stellt fest, daß das Werk eher eine künstlerische als eine wissenschaftliche Leistung sein müsse, was immerhin als eine unterschwellige Kritik an der Wissenschaftlichkeit des Werkes aufzufassen ist. Außerdem drückt der Brief die Bedenken Freges ganz klar und deutlich aus. Auch der zweite Brief zeigt ganz deutlich, daß Frege mit allen Teilen des Buches größte Schwierigkeiten hatte. Vornehmlich die Art und Weise der Publikation, die Frege hier vorschlägt, macht sein – im Prinzip völliges – Unverständnis sichtbar. Frege wollte nur einzelne Aspekte veröffentlicht wissen.

Chr. Ob similitudinem perfectionis G. Declara quaeso Chr. Deus dicitur a Theoro/id est video. Nam ipse deus est in nostra regione: ut visus in regione coloris. Color enim non aliter attingitur quam visu, et ad hoc ut omnem colorem libere attingere possit: centrum visus sine colore est. In regione igitur coloris/non reperitur visus: quia sine colore est. Unde secundum regionem coloris: potius visus est nihil quam aliquid. nam regio coloris/extra suam regionem non attingit esse: sed affirmat omne quod est/in sua regione esse. ibi non reperit visum. Visus igitur sine colore existens: innominabilis est in regione colorum/quum nullum nomen colorum illi respondeat. Visus autem: omni colori nomen dedit per discretionem. unde a visu: dependet omnis nominatio in regione coloris: sed eius nomen a quo omne nomen: in regione coloris potius nihil esse quam aliquid deprehenditur. eo igitur modo: deus se habet ad omnia/sicut visus ad visibilia. Gentilis Placet mihi id quod dixisti, et plane intelligo: in regione omnium creaturarum non reperiri deum/nec nomen eius, et quia deus potius effugiat omnem conceptum quam affirmetur aliquid. quum in regione creaturarum: non habens conditionem creaturae/non reperiatur, et in regione compositorum: non reperiatur nisi compositum. Et omnia nomina quae nominantur: sunt compositorum. compositum autem ex se non est: sed ab eo quod antecedit omne compositum. Et licet regio compositorum/et omnia composita/per ipsum sint id quod sunt: tamen quum non sit compositum: in regione compositorum est incognitum. Sit igitur deus qui est ab oculis omnium sapientium mundi absconditus: in saecula benedictus. Amen.

Nicolaus de Cusa Cardinalis Sti Petri ad Vincula

Dialogus de deo abscondito duorum interlocutorum: quorum unus Gentilis alter Christianus.

Gentilis Video te devotissime prostratum/et fundere amoris lachrymas/non quidem falsas/sed cordiales. quaero quis es? Christianus. Christianus sum. G. Quem adoras? Chr. Deum. G. Quis est deus quem adoras? Chr. Ignoro. G. Quomodo tam serio adoras? quod ignoras? Chr. Quia ignoro: adoro. G. Mirum. video hominem affici ad id: quod ignorat. Chr. Mirabilius est hominem affici: ad id quod scire putat. G. Cur hoc? Chr. Quia nemo scit hoc quod se scire putat, quam id quod se scit scire ignorare. G. Declara quaeso Chr. Quicumque putat se aliquid scire quum nihil scire possit: amens mihi videtur. G. Videris mihi penitus ratione carere: qui dicis nihil scire posse. Chr. Ego per scientiam: intelligo apprehensionem veritatis. qui dicit se scire veritatem se dicit apprehendisse. G. Et idem ego credo Chr. Quomodo igitur potest veritas apprehendi: nisi per se ipsam? Neque tunc apprehenditur: quum esset apprehendens prius/et post apprehensum. G. ..... Chr... nam extra veritatem non est veritas, extra circularitatem non est circulus, extra humanitatem non est homo. ..... Chr... affirmabis quod ipsam veritatem hominis [quidditatem] aut lapidis/exprimere non poteris. Sed quod sus hominem non esse lapidem: hoc non evenit ex scientia qua scis hominem/et lapidem/et differentiam/sed evenit ex accidenti ex diversitate operationum et figurarum; quae dum discernis: diversa nomina imponis. Motus enim in ratione discretiva: nomina imponit. G. Est ne una an plures veritates? Chr. Non est nisi una: nam non est nisi una unitas, et coincidit veritas cum unitate: quum verum sit unam esse ~~veritatem~~ unitatem. Sicut igitur in numero non reperitur nisi unitas una: ita in multis nisi veritas una

..... Et quamquis putat se vere scire: tamen verius sciri ipsum quod se scire putat/ de facili experitur .... Sed quum omne id quod scitur non ea scientia qua sciri potest sciatur: non scitur in veritate sed aliter/ et alio modo. Aliter autem et alio modo a modo quo est ipsa veritas: non scitur veritas ..... Nonne amens judicaretur ille caecus: qui se putaret scire differentias colorum quando colorem ignoraret? G. Quis hominum igitur est sciens: si nihil sciri potest? Chr. Hic censendus est sciens: qui scit se ignorantem. et hic veneratur veritatem: qui scit sine illa se nihil apprehendere posse sive esse/ sive vivere/ sive intelligere. G. Hoc forte est quod te in adorationem attraxit/ desiderium scilicet essendi in veritate. Chr. Hoc ipsum quod dicis. Colo enim deum: non quem tua gentilitas falso se scire putat/ et nominat/ sed ipsum deum qui est ipsa veritas ineffabilis ..... Chr ... quoniam incommunicabilis est veritas (quae deus est) alteri ..... Chr. Scio/ omne id quod scio/ non esse deum/ et omne id quod concipio: non esse simile ei/ sed quia ipse exsuperat G. Igitur: nihil est deus Chr. Nihil non est: quia hoc ipsum nihil/ nomen habet nihili. G. Si non est nihil: est ergo aliquid Chr Nec aliquid est: nam aliquid non est omne, deus autem non est potius aliquid quam omne. G. Mira affirmas deum quem adoras/ nec esse nihil/ nec esse aliquid, quae nulla ratio capit. Chr. Deus est supra nihil/ et aliquid. quia ipsi obedit nihil: ut fiat aliquid. et hoc: est omnipotentia eius, qua quidem potentia: omne id quod est/ aut non est/ excedit, ut ita ei obediat id quod non est: sicut id quod est. Facit enim/ non esse: ire in esse, et esse: ire in non esse. Nihil igitur est eorum quae sunt sub eo: et quae praevenit omnipotentia eius, et ob hoc non potest potius dici hoc quam illud: quum ab ipso sint omnia.

G. Potestne nominari? Chr. Parvum est: quod nominatur. cuius magnitudo concipi nequit: ineffabilis remanet. G. Est ergo ineffabilis Chr. Non est ineffabilis: sed supra omnia effabilis/ quum sit omnium nominabilium causa. Qui igitur aliis nomen dat: quomodo ipse sine nomine? G. Est igitur effabilis et non effabilis Chr. Neque hoc. Nam non est radix contradictionis deus: sed est ipsa simplicitas ante omnem radicem. Hinc neque hoc dici debet: quia sit effabilis et ineffabilis. G. Quid igitur dicis de eo? Chr. Quia neque nominatur neque non nominatur/ neque nominatur et non nominatur: sed omnia quae dici possunt disjunctive et copulative per consensum vel contradictionem illi non conveniunt propter excellentiam infinitatis eius/ ut sit unum principium ante omnem cogitationem de eo formabilem ..... Chr. Non est nihil neque non est. sed est fons et origo omnium principiorum essendi et non essendi. G. Est deus fons principiorum essendi et non essendi? Chr. Non. G. Jam statim hoc dixisti. Chr. Verum dixi: quando dixi, et nunc verum dico quando nego. quoniam si sunt quaecumque principia essendi et non essendi: deus illa praevenit. sed non esse: non habet principium non essendi/ sed essendi, indiget enim non esse/ principio: ut sit. ita igitur est principium non essendi: quia non esse/ sine ipso non ~~posset~~ est. G. Est ne deus veritas? Chr. Non: sed omnem praevenit veritatem G. Est aliud a veritate? Chr. Non: quoniam alteritas ei convenire nequit. sed est ante omne id quod veritas per nos concipitur et nominatur: in infinitum excellenter. G. Nonne nominatis deum: deum? Chr. Nominamus. G. Vel verum dicitis, vel falsum? Chr. Neque alterum neque ambo. Non enim dicimus verum quia hoc sit nomen eius, nec dicimus falsum: quia hoc non est falsum quia sit nomen eius. Neque dicimus verum et falsum: quum eius simplicitas/ omnia tam nominabilia quam non nominabilia antecedat G. Cur nominatis ipsum/ deum: cuius nomen ignoratis

nen Brief ein großes Einfühlungsvermögen in Wittgensteins Denken, das zu einem großen Teil vermutlich darauf beruht, daß er auch die Person Wittgensteins miteinbezog und nicht allein dessen philosophische Gedanken. Freges Postkarten an Wittgenstein sind zum großen Teil förmlich – wenn nicht banal. *Die* Hänsels verraten eine menschliche Wärme und eine Hilfsbereitschaft, die sicherlich nicht ohne Wirkung auf Wittgenstein gewesen sind. Die Reaktionen Freges zum "Tractatus" zeigen aber auch einen anderen, für uns sehr wichtigen Aspekt: daß nämlich der "Tractatus" als logisches Werk sich *nicht schlüssig* in die damalige Tradition der logischen Grundlagenforschung einordnen ließ. Frege spricht sogar von einer künstlerischen Bedeutung, was man – kennt man sein Werk – als eine unterschwellige Kritik an der Wissenschaftlichkeit der Arbeit Wittgensteins auffassen muß. Die logische Grundlagenforschung war für Wittgenstein nur ein Medium zur Realisierung gänzlich heterogener Intentionen und damit nicht der eigentliche Kern der Sache. Bei diesem handelte es sich um ein Theologoumenon, dessen Struktur wir im folgenden skizzieren wollen. Die Philosophie Wittgensteins entpuppt sich gerade durch dieses Theologoumenon (das ein – man kann sagen – sehr 'säkularisiertes' ist) aber einmal mehr auch als ein Aspekt der österreichischen Moderne. Das Phänomen der österreichischen Moderne beruht in gewisser Hinsicht auf der Konjunktion von sehr praktischen (und ethischen) Aspekten mit einer unterschwelligen theologischen Diktion. Der "Tractatus" zeigt uns also eine Tendenz, die eher mit den Werken eines G. Trakl, eines K. Kraus, eines A. Loos, eines A. Schönberg und eines A. Webern in Beziehung steht als mit denen eines B. Russell, eines G. E. Moore oder eines G. Frege. Der in Brian McGuinness' Biographie "Wittgensteins frühe Jahre"[3] erweckte Eindruck, das kulturelle Ambiente der angelsächsischen Welt hätte auf Wittgenstein einen überwiegenden Einfluß gehabt, ist übertrieben, wenn nicht falsch. Die Philosophie Wittgensteins ist ein genuin österreichisches Phänomen, das auf einer österreichischen Tradition beruht, wenngleich angelsächsische Einflüsse eine nicht zu unterschätzende Rolle spielen. Die Beschäftigung mit theologischen Problematiken auf einer neuen und originellen Ebene war nun ein Residuum des Brennerkreises, wie die Beispiele F. Ebner und L. v. Ficker u.a. deutlich zeigen. Auch die zeitgenössische Auseinandersetzung mit der Philosophie Kierkegaards[4] spielt hier eine wichtige Rolle. Betrachtet man den "Tractatus" genauer, so lassen sich diese Ebenen in ihm durchaus rekonstruieren. Die Philosophien Freges und Russells spielen hier aber *keine* Rolle. Sie bilden nur den technischen Hintergrund für ein Werk, das im Prinzip ganz andere Intentionen zu verwirklichen trachtete. Auch kann der Brieffund als empirisches Quellenmaterial zur Abstützung dieser Thesen benützt werden. Dies soll hier an *einem* Beispiel geschehen. Trotz der im Prinzip ins Auge springenden Evidenz der von uns behaupteten Sachverhalte ist es doch notwendig, den Weg der kleinen Schritte zu gehen. Dies soll auf einer eher systematischen Ebene geschehen. Damit soll gezeigt werden, daß das Phänomen der österreichischen Moderne nicht allein eine historiographische Etikette ist, sondern vielmehr eine Reihe systematischer Positionen. Mit ihr haben weder Russell noch Frege etwas zu tun. Diese wichtige Frage, was denn das Bestimmende in der österreichischen Moderne sei, ist aber auch an eine kultursoziologische Dimension gebunden, die sich sozusagen in das theoretische Phänomen von der 'praktischen Seite her' einschmiegt. Wenn nun eine sehr ausführliche Diskussion zum Thema Wittgenstein-Cusanus entfaltet werden soll, muß dieser Aspekt immer in petto bleiben. Die Dimension des Kultursoziologischen muß hier trotzdem auf ein Minimum reduziert werden. Wenn nun im weiteren auf den Gehalt der unterstrichenen Stellen in der Beilage eingegangen werden soll, dann einzig und allein im Sinne einer philosophischen

3) Aus dem Englischen übers. v. Joachim Schulte. Frankfurt 1988.

4) Der Kierkegaardsche Geist der "Tagebücher 1914-1916" zeigt sich allein schon aus dem merkwürdigen Nebeneinander von Logik und Ethik, das in ihnen zur Darstellung kommt.

Systematik, die keine Heldenfrisur und keine Saga-Bildung beabsichtigt, sondern sich auch in *ihrer* Vorgangsweise an den beschriebenen "Sujets" orientiert. Dieser sehr komplizierte Anspruch *muß* eingelöst werden, ansonsten würde man die Integrität der "Sache" beschädigen. Zudem ist der Bereich noch wenig erforscht, und man muß bedauerlicherweise auch zugeben, daß von österreichischer Seite bisher nur Mißverständliches unternommen wurde (cf. "Traum und Wirklichkeit"). Wir wollen die empirische "Spurensicherung" hier – und dies gilt als methodische Einschränkung – auf die Unterstreichungen Hänsels beziehen: sie gelten als concreta einer bestimmten Einstellung, die darzustellen unser Thema ist.

II

Zuvor aber sei an die Ausgangslage erinnert: Sowohl Wittgenstein als auch Cusanus – und diese Einsicht verdanken wir einzig und allein Hänsel – haben eine sehr wichtige 'Sache' gemeinsam: Beide sahen die eigentliche Aufgabe der Philosophie als die eines grundsätzlichen *Klärungswerkes*. Dies allein ist die praktische Aufgabe der Philosophie. Sie ist somit weit von *dem* entfernt, was Frege als Grundlagenforschung ansah. Sowohl Wittgenstein als auch Cusanus bezogen sich aber jeweils auf ein Medium, das es ihnen gestattete, diese praktische Intention *in* der Philosophie zu verwirklichen. Daher muß folgende Gewichtung angenommen werden: Zuerst kommt der *ethische* Anspruch, der nach einem Ziel des Lebens und Handelns sucht, dann erst kommt das Medium, in dem dieser Anspruch 'gesucht' und durchgeführt werden soll. Dieser ist bei Wittgenstein und bei Cusanus die *Sprache*. Die Sprache steht im Zentrum, weil sie dasjenige ermöglicht, was beiden Denkern am geheimnisvollsten schien: die Erreichung der *Wahrheit* durch eine praktisch gehaltene Einsicht in die Eigenschaften der Rede und der sie ausdrückenden Zeichensysteme. Die Pragmatik der Sprache und die Pragmatik des Denkens sind nun weder bei Wittgenstein noch bei Cusanus Selbstzweck (wie etwa bei Frege, von dem wir überhaupt nichts Schriftliches zu diesem schwierigen Problembereich haben), sondern vielmehr Ausgangspunkt zur praktischen Ermöglichung des Lebens. Es geht um das Leben-Können, das cusanische "Possest" ist eine existentielle Voraussetzung und nicht eine fachtheologische. Beiden Denkern, die jeweils in der Erfahrung einer Krisenzeit aufgewachsen sind, ist gemeinsam, daß das "Menschenbeispiel" im Vordergrund steht und nicht die Fachwissenschaft (Cusanus war ein ausgezeichneter Mathematiker). Doch beide waren nicht so vermessen, um nicht einzusehen, daß dieser Anspruch nicht auf schwankendem Boden bzw. im luftleeren Raum verwirklicht werden kann, sondern immer nur im Rückgriff auf eine wissenschaftliche Betätigung, die aber klarerweise ethischen Prinzipien zu gehorchen hat. Die Philosophie ist also das Klärungswerk, dessen Wichtigkeit von beiden Denkern vorbehaltlos anerkannt wurde. Alle Differenzen hinsichtlich dieses Anspruchs sind dann im weiteren zeitbedingt (schließlich liegen ja Jahrhunderte zwischen ihnen). Der Dialog Cusanus', den Hänsel an Wittgenstein schickte, macht uns nun im weiteren gerade diesen Aspekt sichtbar. Vermutlich hätte es beiden Freunden mißfallen, sich darüber auszubreiten. Man möge aber entschuldigen, wenn es hier trotzdem versucht wird. Der zentrale philosophische Aspekt, auf den wir uns im folgenden 'beschränken' wollen, ist das Verhältnis von Affirmation und Negation. Was kann die Sprache sagen, was nicht? Diese Grundfrage bezieht sich genau auf das, was die abendländische Tradition als die *Philosophie des Logos* bezeichnet hat. Unter anderem enthält sie *einen* Aspekt, nämlich die Logik. Die Frage nach den Denkgesetzen war im Zentrum der Bemühungen der mittelalterlichen Philosophie und zwar so stark, daß die Naturwissenschaften über Jahrhunderte vernachlässigt wurden. Die Debatte – genannt der Universalienstreit – endete mit dem ausgehenden Mittelalter nicht gänzlich, sondern 'brannte' unterschwellig weiter. Die nominalistische Option stand als akzeptiertes 'Endergebnis' an den Toren der neuzeitlichen

Philosophie, da *sie* es ist, die den Naturwissenschaften am meisten entgegenkommt. Auch Cusanus war im Prinzip Nominalist, zumindest unterlag er der nominalistischen 'Tendenz'. Am Ausgang des Mittelalters, das ja mit seinem 'hierarchischen Denken' nunmehr am Ende war, stand eine tiefgreifende Skepsis, deren produktivstes Ergebnis allein die Sprachphilosophie war. Der Dialog des Cusanus, den Hänsel Wittgenstein schickte, ist nicht allein Ausdruck spätmittelalterlicher Theorien zur Gotteslehre – hier bleibt er der pseudodionysischen Tradition verhaftet –, sondern das Moderne besteht in den Entwürfen einer sehr originellen Sprachphilosophie. Damit wären wir bei Wittgensteins Intentionen, der schon früh erkannte (und am Schluß des "Tractatus" betonte), daß das Ziel der Philosophie das Schweigen sei – nicht das Verstummen! Denn das Schweigen offenbart eine ethische Intention, eine bestimmte Form der Bescheidenheit, die aber gleichzeitig eine spirituelle Dimension eröffnet, die nahe bei der Wahrheit 'liegt'. Die spätmittelalterliche Skepsis ist nun nicht durch die Ansätze eines P. Descartes, B. Spinoza, eines J. Locke oder eines D. Hume modifiziert worden, sondern es wurde ihr jeweils eine neue *affirmative* Darstellung verliehen. Am deutlichsten zeigt sich dies im englischen Empirismus, der sich immer als ein kritisches Regulativ gegenüber den kontinentalen rationalistischen Strömungen verstand. Kants Synthese brachte die Skepsis nicht zum Verstummen, über F. Mauthner und E. Mach berührte sie schließlich Wittgenstein, der sich ihr vorerst einmal ergab. Daher liegt es nun an uns, ein Verhältnis und eine Gewichtung herauszuarbeiten, die mit allen Rücksichten ausgestattet ist, die die Sache fordert. Wittgenstein – und dies ist ein wichtiger Ausgangspunkt zu diesem Teil unserer Diskussion – war während seiner ersten Zeit in England eher ein Skeptiker. *McGuinness* nimmt, um dies zu zeigen, auf einen Brief von *Russell* an *Ottoline Morrell* Bezug und interpretiert diesen "Hang zum philosophischen Skeptizismus"[5] als einen nicht eigentlichen Skeptizismus, sondern vielmehr als einen erkenntnistheoretischen. Ist das nicht zu kurz gegriffen? Wir wissen, wie verunsichert Wittgenstein immer war, und er, der die Beschäftigung mit der Logik als Stellenhalter für die Auseinandersetzung mit dem Leben sah, konnte doch diese Skepsis gar nicht so 'einseitig praktizieren'. Wittgensteins 'Skepsis' ist also *mehr*, dies zeigen die *geheimen Tagebücher*. In ihnen finden wir in voller lebensweltlicher Härte das, was Wittgenstein empfand. Es steht in enger Verbindung mit *dem*, was ihm die Logik bedeutete. Das Ringen um den erlösenden Gedanken muß nicht nur als ein Ringen um die beste Darstellung der allgemeinen Satzform verstanden werden, sondern als ein tiefgreifendes Ereignis im Leben Wittgensteins. Russells 'joviale Teerundengespräche' scheinen zur Darstellung *dieser* Perspektive leider – so will ich meinen – als zu kurz gegriffen. Ist es nun wirklich allein der Versuch der Beseitigung des Unsicheren im Rahmen erkenntnistheoretischer Probleme, die zur Auseinandersetzung mit Leuten wie Russell oder Moore geführt hat, oder nicht im eigentlichen die 'tiefe' Flachheit der Ethik Moores, die Wittgenstein klar erkannte und vermeiden wollte? Die "moral sciences", sind sie nicht eine Absurdität, rekurriert man auf die Einstellungen Wittgensteins? Ebenso gilt dies für Cusanus, dessen Werke ebenso deutlich die Ablehnung der zeitgenössischen Ansätze zeigen. Diese fundamentale Skepsis, die also in den geheimen Tagebüchern Wittgensteins so deutlich zum Ausdruck kommt, ist – so ist eher anzunehmen – auf eine existentielle Dimension zu beziehen, die sich Ausdruck verschaffen will. Die Interpretation der Gehalte der Tagebücher, die zumeist abschwächend Notizbücher genannt werden (so als handelte es sich um Arbeitsjournale eines mit der allgemeinen Satzform ringenden Logikers), erzwingt eine andere Sicht der Dinge. Eine Sicht, von der die Persönlichkeit Hänsels – als des ersten wirklichen Freundes Wittgensteins – nicht zu trennen ist. Und damit – akzeptiert man dies einmal – begibt man sich in den Spannungsbereich dessen, was Allan Janik "kritische Moderne" genannt hat. Wir treffen auch bei Wittgenstein auf eine Skepsis, die Grundsubstanz der Werke eines

5) McGuinness (Anm.4), S.179.

Trakl, Kafka und Kraus ist. Die Auseinandersetzung Wittgensteins mit Kraus und O. Weininger war für ihn nun nicht, so wie McGuinness meint, eine 'Fingerübung' zur Charakterstärkung, sondern vielmehr eine Auseinandersetzung zwischen Leben und Tod. Die Selbstmordattitüden sind also – so gesehen – auch nicht Ausdruck einer letztlich epigonalen Weiningerrezeption, sondern vielmehr die *Erscheinungsform* dieser tiefen – genuin österreichischen – Verzweiflung, die nach einem 'Menschenbeispiel' suchte. Hier berühren sich Trakl, Wittgenstein und Kafka. Damit wird diese Skepsis auch zu einer kulturpessimistischen, die natürlich im Kontext des imperialistischen England der Vorkriegszeit unverständlich ist. Der Untergang einer Epoche kann nun einmal nicht adäquat in einem logischen Kalkül zur Darstellung gebracht werden. Wittgenstein, der sehr sensibel war, überließ dies einer theologischen Diktion, die als erster Hänsel erkannte. Gerade dadurch zeigt sich, daß Hänsel in puncto intellektueller Redlichkeit und Klarsicht Wittgenstein ebenbürtig war, im 'Menschenbeispiel' übertraf er ihn vermutlich. Die theologische Dimension, von der wir im Vorhergehenden sprachen, scheint nicht allein aus diesen Gründen plausibel, sondern – und dies gilt es zu zeigen – sie liegt *in der Sache* und entzieht sich den Intentionen, die *W. Baum* in seiner Einleitung zu den geheimen Tagebüchern gibt. Das "Tolstoianische Christentum" ist mehr als eine 'philosophische Attitüde', ist nicht eine Zwischenstation zwischen zwei Werken, sondern vielmehr Ausdruck einer kulturellen Situation, die – in einem Individuum sich spiegelnd – eine Umdeutung und ein 'Umleben' erzwingt. Die Frage nach der Wittgensteinschen Religiosität ist daher nicht die Frage nach der Affirmation zu einer bestimmten dogmatischen Position, wie Baum meint, sondern etwas ganz anderes: es ist der Versuch zu einer Religiosität des 'Ganz-Anderen', zu einer Religion, die sich nicht im Gezänk der Fachtheologen verheddert. Tolstois Parabeln offenbaren die paradoxe Grundverfassung hiezu. Diese Form der Intensität ist somit auch keine luxuriöse Beigabe zu einer originellen Sprachphilosophie, sondern – vice versa – die Sprachphilosophie ist das Medium, das sie sichtbar macht. Baum kommt aber doch das Verdienst zu, die ungeheure und wenig gelehrte Ignoranz der Rezeptionsgeschichte durchbrochen und neue Aspekte sichtbar gemacht zu haben, an die wir nun anknüpfen wollen. Die theologische Dimension besteht nun auch nicht in Äußerungen konkreter Natur, sondern in einer Art Konjektur Wittgensteins, die nur andeutet, was sich nicht sagen läßt. Auch hier steht er im Problemfeld des cusanischen Philosophie, und damit ist für uns die Frage als ganzes gestellt.

III

Die theologische Dimension beruht somit, wie schon gesagt, auf der Konjektur, auf dem 'Spiel' dessen, was angedeutet ist und sich *entzieht*. Diese paradoxe Erkenntnisform – sie ist auch Kern der cusanischen Skepsis – verbindet Wittgensteins Ansatz mit dem Gehalt der tolstoianischen Fabel. Erkenntnis beruht notwendig auf Wahrscheinlichkeiten, auf dem *Erlebnis der Grenzen des Sprachlichen* in einer konkreten Situation. Alle Erkenntnis geht vom 'Geheimnis' aus, um dieses sozusagen wiederzufinden. Sie findet zum sprachlich evozierten Rätsel und 'erhebt' sich über das Bild zu *dem* hin, was sich – Wittgensteinisch gesprochen – 'zeigt'. Diese Bewegung ist wie ein Spiel, ihr kommt eine praktische Dimension zu, die sowohl für Wittgenstein als auch für Cusanus von zentraler Bedeutung war. So spricht Nikolaus in "De ludo globi" von dem praktischen Wert eines Spieles, des Globusspieles, das uns etwas "zeigt", was sich nur *durch* das Spiel zeigen kann:

> Ihr vermutet nicht schlecht. Einige Wissenschaften haben ja ihre Instrumente und Spiele, so die Arithmetik.die Rithmatie und die Musik das Monochord. Auch das Schachspiel entbehrt nicht eines *Geheimnisses des Moral* [Hervorhebung durch d. Verf.]. Ich glaube,

daß kein anständiges Spiel ganz ohne Lehrgehalt ist. Und diese so vergnügliche Übung mit dem Globus stellt uns, meine ich, eine nicht geringe Philosophie dar.[6]

Man fühlt sich bei diesen Worten an das Vorwort des "Tractatus" erinnert, wo Wittgenstein den Zweck des Buches gerade darin sieht, daß es seinem Leser Vergnügen bereiten soll. Das Erkennen ist offenbar mit ganz Alltäglichem verbunden. Die Beschäftigung mit der Logik gleicht dem Vergnügen des Globus-Spieles. Das Wesen der Sprache entpuppt sich durch die *Rekonstruktion* dessen, was Wittgenstein später *Sprachspiele* nennen wird. Es ist gar nicht zufällig, daß Wittgenstein von 'Spielen' spricht. Jedes Spiel hat seine Spielregeln, die immer die praktische Dimension des Spieles offenbaren. Das Spiel zu *spielen*, ist jedoch etwas anderes: es erfordert die Ethik des Spielers, und läßt sich diese durch die Spielregeln explizieren oder bloß andeuten? Jedes Spiel hat auch seine ungeschriebenen Regeln, somit auch das Leben der Menschen. Erst die Einsicht in diese Selbstverständlichkeit macht die Gotteskindschaft des Menschen sichtbar, seine Geborgenheit. Cusanus spricht vom "Geheimnis der Moral" und meint damit jenen Kern, der eben unaussprechbar *im* Spiel steckt. Die Reaktionen, von denen das Spiel ausgeht, sind im Leben festgelegt, das "Sprachspiel" verhält sich dazu wie eine Subtilität: "Der Ursprung und die primitive Form des Sprachspiels ist eine Reaktion; erst auf dieser können die komplizierten Formen wachsen. / Die Sprache – will ich sagen – ist eine Verfeinerung, 'im Anfang war die Tat'."[7] Die Rolle der Sprache wird nun auf die Subtilität hin bestimmt. *Die Sprache ist somit das raffinierteste Erkenntnismittel, sie besitzt damit notgedrungenerweise auch die raffiniertesten Grenzen.* In der Tatsachenwelt gelten aber allein die 'Reaktionen', die in die Zeichenwelt (über die Abbildtheorie) hineingreifen. Wittgenstein sah in der 'Tatsache', daß die Sprache immer einen rätselhaften Kern besitzt, nichts Ungewöhnliches. Diese 'sprachlose Vertiefung' in der Sprache bedingt die ethische Wendung. Entgegen der 'linguistischen Wendung' steht sie *mitten in* der Sprache, ohne damit ihre Funktionsweise zu berühren. Der 'linguistic turn' kann diese Domäne somit auch nicht wirklich erreichen: "Wenn man jemand vor furchtbarer Gefahr warnen will, tut man es, indem man ihm ein Rätsel zu raten gibt, dessen Lösung etwa die Warnung ist?"[8] Gibt es eine bessere Stelle in den "Vermischten Bemerkungen" als jene, um auszudrücken, was Wittgenstein mit dem "Tractatus" vorhatte? Dieses Spiel dient nicht allein dem Vergnügen, sondern auch der "Warnung". Es ist eine Aufforderung und eine Negation in einer Bewegung, ganz nach dem Geschmack der cusanischen Intentionen. Die Aufgabe der Sprache ist keineswegs – und das wäre ja auch praktisch undurchführbar –, alles 'klar' zu machen, indem man es formuliert und in einer Form festlegt, die universell gültig ist. Dieser *philosophische Optimismus* ist nicht intendiert. (Damit wäre auch die Grundintention der analytischen Philosophie nicht bei Wittgenstein zu finden.) Die "Tat" am Beginn des Sprachspiels ist vielmehr der Beginn einer Kette von Subtilitäten, die so etwas wie ein ethisches Gefühl voraussetzen. Die Sprache, die außerstande ist, dieses Gefühl zu evozieren, ist einzig und allein das *Medium*, der Träger und damit in gewisser Hinsicht natürlich die Ursache für dieses 'Gefühl'. Für Wittgenstein war es nun sehr wichtig, mit diesem komplizierten Verhältnis 'richtig' umzugehen: er sah in der Logik so etwas wie einen Beginn, der für ihn der einzig mögliche zu sein schien. Und nicht mehr! Die Logik ist also das *Medium der philosophischen Tätigkeit*, die Tätigkeit zügelt aber – sobald man sie durchführt – ihr eigenes Diktum. Sie rückt die Sprache in ein Licht, das Zwiespalt hervorrufen muß und die Probe auf das Exempel fordert. So schreibt Wittgenstein

6) Nikolaus von Kues: Vom Globusspiel. Übers. u. mit Einf. u. Anm. vers. v. Gerda v. Bredow. Hamburg 1978, S.3.
7) Ludwig Wittgenstein: Werkausgabe in 8 Bänden. Bd.8. Frankfurt 1984, S.493.
8) ebda.

im "Tractatus" die erstaunlichen Worte: "Was in den Zeichen nicht zum Ausdruck kommt, das zeigt ihre Anwendung. Was die Zeichen *verschlucken* [Hervorhebung durch d. Verf.], das spricht ihre Anwendung aus."(3.262) Die "Anwendung" – natürlich in Verbindung mit dem Anspruch der Subtilität – ist die Probe. Alle Metaphysik ist für Wittgenstein 'Sprache ohne Anwendungsmöglichkeiten'. Auch die Zeichen, die dies zum Ausdruck bringen, verfallen dem strengen Verdikt. Man könnte nun diese Haltung mit einer *behavioristischen Einstellung* verwechseln, und gerade dieser Aspekt ist des öfteren so verstanden worden, so als wäre der Vorgang der 'Verschluckung' Ursache und Rechtfertigung, so etwas wie eine "black box" zwischen den Zeichen und der Welt anzunehmen. Der Wissenschaftsoptimismus würde zugleich stimuliert werden, insoferne er sich nunmehr *gerechtfertigt* sähe, weil ja alles Unsagbare wegfällt und man sich rücksichtslos auf das konzentrieren kann, was sich eben *formulieren* läßt. Die Wissenschaft und das Leben sind für Wittgenstein zwei Bereiche, die sich aber *so* nicht zueinander verhalten. Die Wissenschaft als praktische Tätigkeit – und das muß man nach allem annehmen – ist lediglich ein Gleichnis für den Zustand, den die Philosophie erreichen sollte: vielleicht ein Rest von 'josefinischer Aufklärung' in Wittgensteins Denken. Die Berührung und Beziehung bleibt ausgeschlossen. Darin steckt die Ethik Wittgensteins, die Hänsel und auch Ficker so sehr beeindruckte. Das Spiel des "Tractatus" offenbart die "geheime Moral" (Cusanus) geradewegs so. Die Verschluckung kommt also nicht der "black box" gleich, sie ist vielmehr das 'Urparadox', mit dem Wittgensteins Denken an *das* des Cusanus anstößt. Auch Cusanus wurde und wird zum Vater einer modernen Wissenschaftstheorie erklärt (z.B. von Hans Blumenberg), ohne dies letztlich gewesen zu sein. Für Cusanus war die Mathematik und seine so bezaubernde 'Spieltheorie' nur *Mittel zum Zweck*, bezwingende Gleichnisse für seine Dialogpartner zu finden, die zudem den Vorzug besitzen, einer Naturwissenschaft zu entstammen. Die Vereinnahmung der cusanischen Philosophie durch G. Bruno ist ein tragischer Mythos, der sich gegen die ausdrücklichen Intentionen des Cusaners richtet: für ihn ist die Welt – entsprechend der Analogia entis – ein Gleichnis, das sich nicht durch die Fülle der natürlichen Bestimmungen zeigt, sondern einzig und allein durch die Kontingenz, durch die Grenze. Wittgenstein und Cusanus stehen hier in einer engen Beziehung, die beide jeweils in ihrem praktischen Leben nicht einlösen konnten, was sie zur Verzweiflung trieb. Wittgenstein war nicht der Held eines viktorianischen Bildungs- und Erziehungsromanes, genauso wenig wie Cusanus der Vorreiter der Quantentheorie war. Es ist das große Verdienst *Baums*, in seinem Cusanus-Buch[9] die ganze Tragik des Politikers Cusanus, des Kardinals von Brixen, sichtbar gemacht zu haben. Auf Wittgensteins Seite zeigt sich das 'Soll' durch die Belohnungsanträge der k.u.k. Militärmaschinerie, die einem Pazifisten heute völlig absurd erscheinen; wir müssen dies hinnehmen und in seiner Größe und Tragik sehen und verstehen lernen. Beide, sowohl Wittgenstein als auch Cusanus, partizipieren an einer bestimmten nominalistischen Tradition, die somit zu einem kultursoziologischen Aspekt 'gerinnt', den wir im folgenden in sensu abstracto darstellen wollen. Der 'gleiche Kontext' ist aber nicht mehr und nicht weniger als ein *historisches abstractum*, das mit Vorsicht zu 'genießen' ist. Für Wittgenstein bedeutete das, was für Cusanus der *franziskanische Nominalismus* des Spätmittelalters war, die Begegnung mit der Philosophie eines Hume, Mauthner und Mach. Auch Boltzmanns Kulturphilosophie scheint Wittgenstein sehr beeindruckt zu haben, Hertz' mechanische Grundlagenforschungen liefern sogar einen wichtigen Topos im "Tractatus". Diesen Forschern und Philosophen war eines gemeinsam: ihre Denkansätze bauten auf eine mehr oder minder stark artikulierte Sprachskepsis, ganz besonders gilt dies für *Mauthner*. Wittgenstein lehnte seinen Nominalismus jedoch expressis verbis ab, Sprachkritik war für ihn etwas anderes: uns geht es nicht so sehr um das Verhältnis von Mauthner zu Wittgenstein als um jene Differenz. Sie beruht näm-

9) Wilhelm Baum: Nikolaus Cusanus in Tirol. Bozen 1983.

lich auf einer logischen und ethischen Grundeinstellung, die sich vielleicht in zwei unterschiedlichen Pessimismen der Sprache gegenüber zum Ausdruck bringt. Der Feuilletonist Mauthner versus den Kraus-Leser Wittgenstein, das ist die Ausgangslage: quasi *der* Sprachkritiker, der 'nachher' noch spricht, als wäre nichts geschehen, und *der* – nämlich Wittgenstein –, dem alles klar geworden ist, so daß es nichts mehr zu sagen gibt. Die Wittgensteinsche Neuorientierung bezog sich nun im weiteren noch auf die Religionspsychologie W. James', der sozusagen eine *praktische Dimension* für das Theologoumenon bereithielt. So konstituierte sich das Umfeld des Wittgensteinschen Nominalismus, der einzig und allein als *Medium* der Neuorientierung zu sehen ist. Ebenso spielte der franziskanische Nominalismus bei Cusanus eine andere Rolle als bei den zeitgenössischen Grammatikern, die – sub specie Cusani gesehen – das waren, was man heute als Linguisten bezeichnet. Für Cusanus war der Nominalismus mehr ein factum brutum, durch das *durchgegangen* werden muß, die Restauration der thomistischen Summen schien ihm, wie aus zahlreichen Stellen indirekt hervorgeht, undurchführbar, ja geradezu absurd. Sie stellt ein Maß an theologischer Affirmation dar, das völlig uneinlösbar war. Kann eine menschliche Sprache sich *so* nahe an das Mysterium heranbewegen und ist es möglich, daß Gott dem Menschen – in rebus ontologicis – so nahe ist, oder ist er nicht gerade in diesem Bereich – als der *deus absconditus* – dem Menschen am fernsten? Und in anderen Bereichen näher, als je ein Mensch vermutet haben würde? Das sind die Fragen, die auch Hänsel berührt haben müssen, als er beschloß, den Dialog an seinen Freund zu schicken. Die Nähe zum Nominalismus des Spätmittelalters wird bei Wittgenstein aber erst dann so richtig sinnenfällig, wenn man auf seinen Satz über die *Occam'sche* Devise eingeht. Wie bekannt, heißt sie in einer Fassung: Entia non sunt multiplicanda praeter (in einer anderen Fassung: sine) necessitate(m). Man möchte auf den ersten Blick glauben, hier handelt es sich um so etwas wie das Mach'sche Ökonomieprinzip (das sicherlich auf diese Devise rückbeziehbar ist); erst die Bedeutung für die theologische Diskussion – und dahin verweist die Devise ja – zeigt eine übergeordnete Sinnschicht. Die Sprache gehorcht einer transempirischen Ordnung, und ihre Darstellung und Einhaltung – gemäß ökonomischen Prinzipien – ist nicht nur als Erleichterung in wissenschaftlichen Angelegenheiten zu sehen, sondern als die eigentliche Aufgabe der Theologie. Natürlich bleibt die Sprache von der Transzendenz ausgeschlossen und Gott verliert seinen Namen. Klein ist der Mensch geworden, kein Plappern mehr bringt ihn an den Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs heran, sondern einzig und allein sein Handeln und die Gnade Gottes. Mit einem Schlag wird damit auch das "Gott mit mir" in den geheimen Tagebüchern – nicht intellektuell, sondern zutiefst menschlich verständlich. Im Grauen des Krieges, im Schlachthaus von Grodek, ist nur noch dieser ethische Standpunkt zu vertreten, der von der wissenschaftlichen Seite zumeist als ein ökonomischer interpretiert wird. Das Grauen des Krieges und des permanenten Todes bringt nicht nur die Kraus'sche Satire zum Schweigen (und die "Letzten Tage der Menschheit" sind der 'Weg zum Schweigen'), sondern die Sprache 'zerbrach' auch schon an den entsetzlich bornierten nationalistischen Aufwallungen zu Kriegsbeginn. Sogar Frege scheint wenig von dieser Ökonomie verstanden zu haben, denn auch er hat sich als ein in gewisser Hinsicht schlimmer Nationalist entpuppt, ganz zu schweigen von St. Jolles. Die Wohlgeformtheit, die von allen Logikern hinsichtlich der Darstellung logischer Sätze gefordert wird, bezieht sich zumeist nicht auf die Logiker. Vielleicht ist die Identität von Ethik und Ästhetik mehr in dieser Hinsicht zu sehen, als eine Reaktion auf den Sprachverfall der Zeit. Die Devise Occams formuliert also ein Grundgesetz der Klarheit, man muß nun nicht betonen, daß dieses Grundgesetz – so praktisch es klingt – unerfüllbar ist. Wer könnte je *eindeutige* Maßstäbe angeben, wer könnte die Grenzen formulieren? Dies ist kein logisches Problem mehr, sondern eher ein quasitheologisches. Auch für Wittgenstein war dies klar, daß sich diese Devise eigentlich auf Unaussprechbares, auf Unmeßbares bezieht. Also muß der

'umgekehrte Weg' gegangen werden: man muß von der *Tat* ausgehen und akzeptieren, daß – so paradox dies auch klingt – die Tat kein klares Diktum *vor sich* hat (die Wissenschaften, so Wittgenstein, jedoch schon, insoferne *sie* sich ja auf den Tatsachenraum beziehen können). Das Urbild aller Erkenntnis war für Wittgenstein ein Paradox und vor der 'Einsicht in dieses' wahrscheinlich das nackte Grauen selbst (hier findet Russells "Logic is hell" eine *wirklich intensive Bedeutung*). Erstaunlicherweise war es Goethe, der ebenso erkannt hat, daß die Einsicht ins Paradoxe mit dem 'Grauen' beginnt und mit 'Gelassenheit' endet: "Das unmittelbare Gewahrwerden der Urphänomene versetzt uns in eine Art von Angst: wir fühlen unsere Unzulänglichkeit; nur durch das ewige Spiel der Empirie belebt, erfreuen sie uns."[10] Zuerst stehen wir also vor Eindrücken, die uns verwirren, und schließlich wird die Angst vertrieben, indem wir uns *durch* das Medium der Empirie retten. Die theoretischen Sprachspiele der Philosophie nennen Dinge beim *Namen*. D.h. sie ziehen in ein impressionistisches Chaos, in den Weininger'schen "Wartesaal", eine 'begriffliche Linie'. Namen und Definitionen sind die Aktanten innerhalb dieses 'Spiels', gleichzeitig sind sie aber auch der "Weg": "Jedes definierte Zeichen bezeichnet *über* jene Zeichen, durch welche es definiert wurde; und die Definitionen weisen den Weg."(3.261) Wir befinden uns hier in einer Urdomäne des franziskanischen Nominalismus, dessen Grundintention ja die Klärung der Empirie durch eine sprachphilosophische Analyse – um es kurz zu sagen – ist. Das Ergebnis ist zumeist ein Theologoumenon, das sich aus dem 'ökonomischen Aspekt' ergibt, der der Sprache von der Natur aufoktroyiert wird. Zumeist wird dieser Aspekt dann aber *behavioristisch* mißverstanden, da jene Komponente, die auf das Ethische zurückverweist, unterschlagen wird. Was Wittgenstein nun wirklich beabsichtigt hat, läßt sich in seinem berühmten Brief an Ficker (von Ende Okt./Anfang Nov. 1919) nachlesen:

> Ich wollte nämlich schreiben, mein Werk bestehe aus zwei Teilen: aus dem, der hier vorliegt, und aus alledem, was ich *nicht* geschrieben habe. Und gerade dieser zweite Teil ist der Wichtige. Es wird nämlich das Ethische durch mein Buch gleichsam von Innen her begrenzt; und ich bin überzeugt, daß es, *streng, nur* so zu begrenzen ist.[11]

Dieser Brief bringt klar zum Ausdruck, daß der "Tractatus" den ethischen Aspekt als zentrales Moment in *seine Selbstdefinition* einbezieht; diese Formulierung ist nicht etwa vor den Augen Russells oder Freges gelegen, für sie gab es diese Probleme gar nicht, sondern vor dem Auge Fickers, der sie – zumindest später – durchaus verstanden hat. Das nominalistische 'Pathos' der Definition ist überall spürbar, die Abgrenzung des 'ungeschriebenen zweiten Teiles' und die Beziehung zur Ethik sind der ausdrückliche 'Beweis' hiefür. Gerade diese subtile Bewegung hebt alle noch bestehenden Verdachtsmomente gegenüber dem "Tractatus", es könne sich um so etwas handeln wie die *Principia Mathematica*, auf. Sie verschwinden zugunsten des theologischen Aspektes, der sich aber nicht direkt zeigt, sondern als 'Schatten' *in* der Sprache. Und dieser Schatten ist die Logik selbst, die in Form einer definitorischen Bestimmung (sie ist ja das Gerüst der Welt für Wittgenstein) als die Fülle der Welt gesetzt wird (wie könnte das Wittgenstein je in Goethe'schem Sinne durch das "ewige Spiel der Empirie" begründen?): "Die Logik erfüllt die Welt; die Grenzen der Welt sind auch ihre Grenzen."(5.61) Nur in dieser Hinsicht kann für Wittgenstein "Occams Devise" gelten: "Occams Devise ist natürlich keine *willkürliche* [Hervorhebung durch d. Verf.], oder durch ihren praktischen Erfolg gerechtfertigte

10) Johann Wolfgang v. Goethe: Maximen und Reflexionen. Mit einer Nachbem. v. Siegfried Seidel. Berlin-Weimar 1982, S.86-87.

11) Jetzt veröff. in: Ludwig von Ficker: Briefwechsel 1914-1925. Hrsg. v. Ignaz Zangerle, Walter Methlagl, Franz Seyr u. Anton Unterkircher. Innsbruck 1988 (= Brenner-Studien 8), S.196.

Regel: Sie besagt, daß *unnötige* Zeicheneinheiten nichts bedeuten."(5.47321) Die Gültigkeit dieses 'Rasiermessers' wird also hier auf das pragmatische Moment bezogen, das aber keineswegs eine pragmatische Rechtfertigung für sich beanspruchen kann. Somit ist die Devise auf das ineffabile dictu bezogen, auf ein ganz Anderes, auf die 'verborgene Ethik' (analog zum deus absconditus). Es besteht also keine behavioristische 'Veranlassung' irgendwelcher Art. All das könnte nur vordergründig sein und würde das Mißverständnis dessen, der sich allein auf dies bezieht, schlagartig offenbaren. Die von Wittgenstein *gegebene Definition* ist direkt an das Vermögen der Sprache selbst gebunden. Wittgenstein spricht wie Cusanus von einem 'Können': "Das logische Bild *kann* die Welt abbilden."(2.19) Cusanus sagt hiezu: "Was der Geist sieht, sind intelligible Dinge, die dem Sinnenfälligen vorgeordnet sind. Der Geist sieht also sich selbst. Und da sieht er, daß sein Können nicht das Können allen Könnens ist, da vieles ihm ja nicht möglich ist, sieht er also, daß er nicht das Können selbst, sondern Abbild dieses Könnens ist."[12] Das Können *in* der Sprache wird pragmatisch durch die Definition verwirklicht, die genau das in den Satz einschließt, was der Satz eben sagen *kann*, was möglich ist. Darin besteht das *Wissen*; im Dialog "De li non aliud" schreibt Cusanus: "Nikolaus: Zunächst frage ich dich also: Was ist das vorzüglichste *Mittel* [Hervorhebung durch d. Verf.] des Wissens? / Ferdinand: Die Definition."[13] Man kann sich nun denken, daß die Definition des 'zweiten Teils des Tractatus' als eine Eingrenzung und Festlegung des "Mittels" und nicht des Inhalts dienen sollte. Das ist natürlich ein großes Paradoxon, zumal jemand etwas definiert, was sich nicht definieren läßt, indem er das definiert, was sich definieren läßt. Das *effabile dictu* begrenzt das *ineffabile dictu*. Für diese Definition steht bei Cusanus der Begriff: Das "Nichtandere". Dieses ist nicht sofort mit dem 'Eigentlichen' gleichzusetzen, sondern drückt einen Besitz aus, der sich *vom Anderen her* ableitet. Das 'Andere' ist das, was mich von außen bestimmt, das Nichtandere dagegen das, was von innen her 'mein Können' bestimmt. Letzteres ist offenbar ein *affirmativer Gehalt*. So ist die Bestimmung des "Nichtanderen" die zentrale Definition: "Es kann somit kein Zweifel bestehen, daß diese Art des Definierens, wonach das 'Nichtandere' sich und alles begrifflich bestimmt, einen Vorrang an Genauigkeit und Wahrheit besitzt. Es bleibt also nur die Aufgabe, sich dem 'Nichtanderen' mit beharrlicher Aufmerksamkeit zuzuwenden, um so den Umfang des dem Menschen Wißbaren festzustellen."[14] Für Cusanus geht es also nicht allein um die methodologische Bewegung, sondern um die Festlegung des Wißbaren durch die Wahl einer bestimmenden Methode. Der Hintergrund ist somit auch ein theologischer, d.h. er bezieht sich auf das Verhältnis von Glaube und Vernunft. Die Definition als Bewegung zu diesem Verhältnis hin ist nun – wie man leicht sieht – etwas ganz anderes als die Begriffsbestimmung innerhalb eines Systems. Cusanus beabsichtigt die Grenzsetzung *in* der Sprache, die das Mysterium von innen berührt, aber nicht zu ergreifen vermag. Das Wittgensteinsche "Gefühl" von der Welt und der cusanische – mystische – Glaube sind sich in diesem Punkte sehr nahe. Beide 'Bewegungen' beruhen auf einer praktischen Hinwendung zum 'Grenzsetzungsverfahren', das seinerseits auf einer subtilen logischen Analyse beruht. Die Grenzsetzung *in* der Sprache ist aber auch die Offenbarung des Ganz-Anderen, das an das "Nichtandere" anstößt. Die 'Bewegung' selbst ist schließlich das Wissen, das 'sozusagen bleibt'. Was könnte eine rein affirmative Wissenschaft mit solch einem Wissen anfangen? Ließe sich diese Art der Erkenntnis in ein praktikables Paradigma verwandeln? Offenbar nicht! Trotzdem ist dies sowohl bei Wittgenstein als auch bei Cusanus in einer jeweils anderen Hin-

12) Nikolaus von Kues: Die höchste Stufe der Betrachtung. Aus dem Lat. übers., komment. u. mit einer Einl. vers. v. Hans Gerhard Senger. Hamburg 1986.

13) Nikolaus von Kues: Vom Nichtanderen. Übers. u. mit Einf. u. Anm. vers. v. Paul Wilpert. Hamburg 2.Aufl. 1976, S.2.

14) ebda, S.4.

sicht geschehen. Die Erkenntnis gehorcht also einem 'theologischen Metrum'. In den Sätzen offenbart sich ein Mysterium. Was aber ist konkret wißbar und wird 'gewußt'? Sowohl Cusanus als auch Wittgenstein sehen die "Namen" als das Bleibende, das zugleich der Ausgangspunkt war. Die Namen gehen in die Definition wie Konstanten ein, sie erzeugen das "Nichtandere" von der Seite der Sprache her. Diese differenzierte Vorstellung ist aber keineswegs an das Faktum gebunden, d.h. die Namen behalten ihr Geheimnis, indem sie in das Dunkel der Zeit verweisen und trotzdem als das Selbstverständlichste in der Welt hingenommen werden. Das biblische "Ich bin, der ich bin" ist das eigentliche Geheimnis, dessen praktische Dimension als das Faktum der Benennung auftritt. Weder Wittgenstein noch Cusanus hatten davon eine mystifizierende Vorstellung, für sie gab es keine Metaphysik der Namen. Diese haben für sie nur repräsentative Funktion, darin gerade zeigt sich der *nominalistische Grundtenor*. Gott wird nicht beim Namen gerufen, die Offenbarung entzieht sich der Setzung eines definitiven Namens. Diese Skepsis ist aber keine billige, sondern ein spiritueller Akt: mit ihr tritt der Philosophierende an eine eigentümliche Wahrheit heran. Diese Dimension ist zu berücksichtigen, wenn man den "Tractatus" von 'unserer Seite' her verstehen will, wobei aber zu betonen ist, daß Wittgenstein keinesfalls so etwas wie eine kabbalistische Vorstellung mit den 'Namen' verbunden hat. Die logischen Konstanten und die Namen hängen nicht durch ein sprachliches 'Band' zusammen, so paradox dies auf den ersten Blick erscheinen mag. Wittgensteins Auffassung war vielmehr die, daß es anstatt dessen 'paradoxe Formen' geben müsse, nämlich die "Elementarsätze". Sie konstituieren sich durch die Namen und sind doch *unnennbar*; denn man müßte von einer privilegierten Position ausgehen, um sie zu nennen. Ein solches Apriori aber gesteht Wittgenstein dem Logiker nicht zu: "Wenn ich die Elementarsätze nicht a priori angeben kann, dann muß es zu offenbarem Unsinn führen, sie angeben zu wollen."(5.5571) Zuvor aber hat uns Wittgenstein noch eine ziemlich affirmative Definition dessen gegeben, was ein *Elementarsatz* sein soll: "Der Elementarsatz besteht aus Namen. Er ist ein Zusammenhang, eine Verkettung, von Namen."(4.22) D.h. also: Die Namen, die den Elementarsätzen zugrundeliegen, lassen sich gar nicht sinnvoll nennen, denn es gibt hiezu kein in der Sprache verankertes Apriori. Der Sprachphilosoph hat also vom Faktum des Daß-Seins auszugehen. Der 'Schatten Gottes' *in* der Sprache ist das Paradox der Sprache selbst, das darin besteht, daß sich die Elemente der Sprache ihr selbst, d.h. einer Metasprache, entziehen. Trotzdem führt Wittgenstein einen Formalismus ein, der Namen an Elementarsätze 'anbindet', so *als ob nichts wäre*: "Die Namen sind die einfachen Symbole, ich deute sie durch einzelne Buchstaben ('x', 'y', 'z') an. / Den Elementarsatz schreibe ich als Funktion der Namen in der Form: 'fx', 'φ(x, y)', etc. / Oder ich deute ihn durch die Buchstaben p, q, r an."(4.24) Dies ist also keine 'adamitische Sprachauffassung'. Die Zeichen sind 'Funktionen', sie *digitalisieren* auf eine sehr komplizierte Weise die Realität, ohne durch sie *durchzugreifen*: auch der Mensch bleibt durch die Logik 'unerkannt'. Seine Sprache ist wie ein Schatten, der sich über die restriktive Klarheit der Logik legt: "Die *Anwendung* der Logik entscheidet darüber, welche Elementarsätze es gibt. / Was in der Anwendung liegt, kann die Logik nicht vorausnehmen."(5.557) Wittgenstein setzt wie Cusanus ein *pragmatisches Apriori*. D.h. nicht platonische Urformen stehen *vor* der Sprache – vor der Sprache steht überhaupt nichts Sprachliches! –, sondern die *Anwendung*, die Praxis, die *Natur des Sprachspiels*. Das sich aus dem "Tractatus" ergebende, unerträgliche Grundparadoxon findet erst in den "Philosophischen Untersuchungen" eine *pragmatische Lösung*. Dort wird die Sprachauffassung eines Augustinus konstruktiv negiert, indem genau auf diesen pragmatisch-nominalistischen Aspekt hingearbeitet wird, der im "Tractatus" nur in der Luft liegt. Philosophie ist also eine Tätigkeit, die die *Natur der Tat* selbst als eine sprachliche sichtbar machen will: sie entwirft für uns einen Zugang zum pragmatischen Apriori der "Anwendung". Dieser Zugang schien für Wittgenstein im

"Tractatus" – welche Naivität! – die *allgemeine Satzform* selbst zu sein. Die Digitalisierung der Erkenntnis beruht also auf dem *Begriff der Operation*, die denn sozusagen als logische Struktur des pragmatischen Apriori gelten muß: für Wittgenstein war dies die Antwort auf die Frage: Wie funktioniert die "Anwendung"? Darin besteht die 'Eigentlichkeit', die Wahrheit der gesamten Perspektive. Dieser Ansatz läßt sich aber – aus verkürzter Perspektive gesehen – mißbräuchlich anwenden! Denn daraus ergibt sich ja kein affirmatives linguistisches Paradigma, sondern es handelt sich vielmehr um eine nominalistische *Theologie der Sprache*. Wie und wo zeigt sich dies am deutlichsten? kann man sich fragen. Um dies zu beantworten, berücksichtige man 4.113, 4.114 und 4.115 im "Tractatus". Dort werden die einzelnen Aspekte dieser Definition der elementaren Grenzen aufgezeigt, so wie sie Wittgenstein verstand. In die Unendlichkeit der Realität wird die endliche Menge von Zeichen 'hineinprojiziert', um dem Chaos sozusagen eine kleine 'Menge an Klarheit zu entreißen'. Dies geschieht durch die *Digitalisierung* der Erkenntnis. Es wird *definiert*, was sich sagen läßt und was eben nicht. Man könnte dann daraus zwei Bereiche ableiten: *den*, der sich in einer formalen Sprache formalisieren läßt, und das dazugehörige *pragmatische Apriori*. Die Umbenennung der Ethik in ein pragmatisches Apriori ist nunmehr eine sehr 'delikate' Angelegenheit, sie entwirft sich aber selbst durch die *Komposition* des "Tractatus", der ja in erster Linie ein Spiel sein soll, das dem Leser Vergnügen und Belehrung verschaffen soll. Es ist eine *gelehrte* Unwissenheit damit im Spiel, wie wir noch sehen werden. Die Definition zerreißt die Welt in zwei Teile, deren erstes Gleichnis die Philosophie selbst ist: "Die Philosophie begrenzt das bestreitbare Gebiet der Naturwissenschaft."(4.113) Das ist vorerst einmal der erkenntnistheoretische Aspekt, in ihm 'schwingen' vor allem *Kant* und *Mach* 'nach'. Die philosophische Tätigkeit grenzt die Wissenschaft aus (und nicht *ein*, wie die logischen Empiristen zu glauben schienen). Das *Ausgrenzen* hat aber nichts mit Verachtung der Wissenschaften zu tun. Der nächste Schritt sieht dann so aus: "Sie soll das Undenkbare von innen durch das Denkbare begrenzen."(4.114) Nach allem ist leicht zu sehen, daß es sich hier nicht mehr einzig und allein um eine *wissenschaftstheoretische 'Aussage'* handelt, sondern vielmehr schon um eine ethische: Wir sind bei der Lebenspraxis und ihrem brüchigen Verhältnis zu den Gedanken. Merkwürdigerweise hat auch Goethe eine solche Auffassung gehabt, denn er bezieht seine Gedanken immer auf diesen unaussprechbaren Aspekt, indem er sie Maximen 'nennt', ohne dabei aber zu moralisieren. Der Gedanke ist eine Leitlinie durch die unsicheren Bereiche des Denkens. Der transzendentale und erkenntniskritische Aspekt bleibt somit im Hintergrund: er 'schwingt mit', und zwar immer nur für den Fachphilosophen. Nun kommen wir schließlich zur 'theologischen Dimension': "Sie wird das Unsagbare bedeuten, indem sie das Sagbare klar darstellt."(4.115) Das, was sich sagen läßt, sind die *sinnvollen Sätze*. In ihnen wird, so wie Wittgenstein sagt, die Welt abgebildet: sie sind ein Modell der *Tatsachenräume*. Die Namen in ihnen gehorchen einem pragmatischen Apriori, das im gleichen Verhältnis zum logischen Raum steht wie die Summe der Spielregeln eines Spieles zum Spielenden. Zwischen beiden liegt eine geheimnisvolle Kluft. Die cusanische Philosophie erkannte sie als das *eigentliche Geheimnis*. Der Mensch kann nicht darüber hinweg, ohne zu zerbrechen. Das *ineffabile dictu* ist das, man kann sagen, erste Gleichnis dieser Grenze. Die Besinnung auf sie kann nun folgerichtig nur eine theologische sein. Das Verdienst, das alles geahnt oder im 'gut cusanischen Sinne' gemutmaßt zu haben, kommt Hänsel zu. Wir sehen nach allem, daß in der cusanischen Philosophie das Wittgensteinsche Diktum so stark verborgen liegt, als wären beide Zeitgenossen gewesen. Wiederum ist es diese produktive Skepsis, die wir erwähnt haben, durch die das Diktum begründet wird. Der "Grund hinter den Gründen" (Hänsel) ist die Sprache, die sich der billigen Affirmation entzieht. Es ist ein geheimnisvolles Spiel, das hier gespielt wird: die Menschen *sprechen* und denken, es sei das Allergewöhnlichste, zu sprechen. Dieser Alltäglichkeit steht aber andererseits die

Grenzerfahrung gegenüber; denn die Grenze *wird ja nicht nur gesetzt*, sondern sie ist ein Teil der Erfahrungswelt, der unüberschreitbar bleibt – darin besteht die Härte. Jene Verschlossenheit des Seins, die Heideggers Philosophie – man kann fast sagen: beschwört, liegt auf einer ähnlichen Ebene fundiert. Die wesentlichen Philosophen des 20. Jahrhunderts haben das 'Sein als Entzug' gedacht, d.h. wir haben die Welt nicht in 'beliebiger Weise' zur Verfügung, sondern nur mittels *dessen*, was Heidegger "Sorge" nennt. Diese Sorge um die Existenz verweist auf die Kierkegaardsche Philosophie zurück und damit auf ein Denken, das die *Einzigartigkeit des Menschen ins Zentrum seiner Bemühungen stellt.* Damit bekommt der Mensch auch eine große Verantwortung in seine Hand gelegt, er muß sie sozusagen 'bestehen' und durch die ungeheure Leere eines factum brutum 'durchgehen'. Es ist nicht allein der Tod, der vor uns steht und der kein Teil des Lebens ist, sondern auch das Göttliche, das sich somit dem factum entzieht, das somit ganz woanders 'steht'. Die Entdeckung Hänsels liegt nun in einem freundschaftlichen Brief, sie besteht in einem eigentümlichen Handeln, das Interpretation, Einfühlung und tiefempfundene Freundschaft (vor allem eine praktische Ernstnahme) zu einer Einheit verbinden konnte, die sogar den etwas 'kälteren' Wittgenstein beeindrucken mußte. Damit steht auch hier die *Praxis als ein Apriori*, dessen Bedeutung den Unternehmungen der gelehrten Welt schon allein seiner Stille wegen entgehen mußte. Hänsels späterer Essay über Wittgenstein zeigt dieses Apriori sogar in der Makrostruktur seines Aufbaus, der Inhalt der Abhandlung ist wohl konventionell, aber niemals legendenbildend.

IV

Es ist anzunehmen, daß Hänsel und Wittgenstein vermutlich bereits im italienischen Kriegsgefangenenlager diese Aspekte diskutiert haben, die wir im Vorhergehenden beschrieben haben. Die Auseinandersetzung mit dem "Tractatus" auf *dieser* Ebene ist wohl – und dies ist nicht übertrieben – letztlich die einzig sachlich richtige. Selbstverständlich gibt es auch andere Aspekte, sie sind wohl nicht so wichtig, vornehmlich diese, die sich auf die logische Grundlagenforschung beziehen. Hänsel war Schicksalsgenosse Wittgensteins in einem Gefangenenlager, die Situation war also eine andere als die in den gelehrten Runden des Vorkriegs-Cambridge; ein solcher Aufenthalt erfordert praktische Freundschaften, die sich gegen Einsamkeit und Verzweiflung stemmen. Die Person Hänsels, die philosophisch keineswegs unbedarft war, hat diese beiden wichtigen Aspekte offenbar miteinander verbunden. Wittgensteins vorläufige Unfähigkeit, das quasitheologische Potential des "Tractatus" zu formulieren, zeigt sich in einer Bipolarität, auf die wohl als erster – aus ganz anderen Gründen jedoch – G.H. von Wright stieß: eine Bipolarität zwischen Spinozismus und Christentum. Die "Logisch-Philosophische Abhandlung" wurde wohl nicht zufällig – durch Moore und die Gutmütigkeit Wittgensteins – zum "Tractatus logico-philosophicus", ein Titel, der den *einen* – tatsächlich vorhandenen – Aspekt herausstreicht. Aber ist dieser Titel nicht letztlich falsch? Muß man nicht von einem Gleichnis, von einem poetischen Werk sprechen, von einer paradoxalen *Summe der negativen Theologie*? Der "Tractatus" enthält wenig Affirmatives: es gibt keine affirmativ gesetzten Propositiones wie in den scholastischen Traktaten und in der spinozistischen "Ethik". Der Traktatcharakter ist nur ein oberflächlicher. Am Schluß des Werkes erklärt Wittgenstein die Sätze für "unsinnig" und offenbart damit die eigentümliche Wendung, die die Interpretatoren so lange mißverstanden haben. Der sinnenfällig gewordene Charakter eines theologischen Werkes wäre eine einfache Einsicht in das eigentliche Wesen des Werkes, warum aber wird gerade *er* mit Vorsatz von den meisten Interpretatoren verleugnet? Die Rezeptionsgeschichte des "Tractatus" beruht auf vielen Mißverständnissen und offenbart die indocta ignorantia einer ganzen Philosophengeneration. Wittgenstein ist, so gesehen, eigentlich noch

'unbekannt'. Dagegen stellen wir nun das intellektuelle Verhältnis Hänsels zu Wittgenstein. Wittgenstein, dessen *geheime Tagebücher* seine ungeheure Einsamkeit, und vor allem seine "Icheinsamkeit" (Ebner), offenbaren, trifft plötzlich auf einen 'durch und durch dialogischen Menschen'. In einem persönlichen Gespräch mit *W. Methlagl* wurde dieser Punkt eingehend erläutert. Methlagls These besagt, daß Wittgenstein durch Hänsel in einen Dialog verwickelt wurde, der mithalf, seine Spannungen zu lösen. Diese These klingt einfach, sie ist es aber keinesfalls und sie hat auch keine psychoanalytischen Untertöne. Sie offenbart aber etwas, was in der bisherigen Forschung 'unter den Tisch gekehrt' wurde: nämlich daß es ganz und gar auf die *Situation* ankommt. Eine Situation ist eine Konjunktion aus Theorie und Praxis, die sich innerhalb eines bestimmten Ambientes 'ereignet'. Diese Situation ist mehr als nur ein Sammelsurium wohlformulierter biographischer Fakten. *Janiks* Begriff "kritische Moderne" bezieht sich auf eine Situation und nicht auf einzelne Sachfragen der Grundlagenforschung zur österreichischen Moderne. In der Diskussion um die theologischen Werke des Cusaners hat sich dieser Begriff bereits eingebürgert und wird fruchtbringend angewendet: so spricht Blumenberg von einer "Epochenschwelle"[15] und bringt somit die *Situation* durch das Medium der systematischen Kontexte ans Licht. Außer Janiks und Toulmins Buch[16] gibt es hiezu in puncto Wittgensteinforschung nichts Vergleichbares. Die kurzen Abhandlungen über den 'Menschen Wittgenstein', die es bereits gibt, werden zumeist von Behauptungen erdrückt, die Wittgenstein vermutlich scharf zurückgewiesen hätte. Methlagls These bezieht sich nun mehr auf die *dialogische Situation* zwischen Hänsel und Wittgenstein, und wir wollen versuchen, diese Situation in einem perspektivischen Aufriß darzustellen. Es handelt sich also um mehr als nur um ein kurzfristiges 'Verhältnis' zweier ehemaliger Kriegsgefangenen zueinander, das einzig und allein aufgrund der schlechten Zeiten zustande gekommen war. Die dialogische Situation ist somit auch ein Teil eines kultursoziologisch faßbaren Paradigmas. *G. Stiegs* Arbeit über das 'Verhältnis' des Brennerkreises zur "Fackel"[17] könnte hier als ein Vorbild herangezogen werden, auch hier ist etwas geschehen, was den Wiener-Moderne-Forschern nicht sofort einsichtig vorgekommen sein mag. Die österreichische Moderne ist also in erster Linie das 'Produkt' einer Situation, vielleicht besser: einer *kontinuierlichen* Bewegung auf diese Situation hin, deren Endpunkt und Resümee die Philosophie Ebners ist, der ja von Hänsel herausgegeben wurde.

V

Daß die Freundschaft Hänsels mit Wittgenstein so lange gedauert hat, spricht gegen jeglichen Verdacht der Oberflächlichkeit. Hier ist dem zutiefst verunsicherten Wittgenstein ein *Alter ego* erstanden, das ihn durch seine 'dialogische Kompetenz' in eine neue Domäne gebracht hat. Wäre es denn möglich gewesen für den Lehrer Wittgenstein, ohne dialogische Kompetenz vor seinen Schülern zu bestehen? Man muß die Gespräche mit Drury und anderen unter diesem Aspekt sehen! Wittgenstein bewies ein hohes Maß an Lebenspraxis und Erfahrung und war vor allem imstande, das zu *vermitteln*. Ich wage zu behaupten, daß dies das Verdienst Hänsels ist (und nicht Russells oder Moores). Hänsel war im übrigen vermutlich auch der erste Mensch, der den "Tractatus" ernstgenommen hat, ohne ihn dabei mißzuverstehen, was man von Russell und von Frege und vor allem von den Vertretern des Wiener Kreises nicht behaupten kann. Der

15) Hans Blumenberg: Aspekte der Epochenschwelle: Cusaner und Nolaner. Frankfurt 1976.
16) Allan Janik und Stephen Toulmin: Wittgensteins Wien. Aus dem Amerikanischen v. Reinhard Merkel. München-Wien 1984.
17) Gerald Stieg: Der Brenner und die Fackel. Ein Beitrag zur Wirkungsgeschichte von Karl Kraus. Salzburg 1976 (= Brenner-Studien 3).

"Tractatus" ist wohl mehr als nur eine Widerlegung der Typentheorie oder eine Dissertation zur Erlangung des Ph.D. Man muß sogar feststellen, daß die Veröffentlichung in England ihm mehr geschadet als genützt hat und daß es die angelsächsische Rezeption war, die ihn verfälscht und verkürzt hat. *Dem* stellen wir Hänsels Beilage zum Brief vom 30. August 1920 entgegen. Dieser schickte Wittgenstein einen *cusanischen Dialog*, um eben *auf den Wert eines Dialogs* hinzuweisen. Die Unterstreichungen sind sozusagen die Argumente eines 'schweigenden Hermeneutikers', der einen Menschen für sich sprechen läßt, von dem er glaubt, er formuliere seine Gedanken besser, als er es je könnte. Ich wage zu behaupten, daß dies Wittgenstein sehr gefallen haben muß. Auch sind die Unterstreichungen recht originelle Interpretationsansätze, sie sind diejenigen, von denen ich glaube, daß sie einzig und allein lohnend sind. Die Konjunktion Hänsel-Wittgenstein war ein Ereignis und keine unbedeutende Jünger-Lehrer-Geschichte, wie es manche Kritiker zu suggerieren trachten. Der theoretische 'Dialog' zwischen Wittgenstein und Nikolaus von Cues, der im folgenden auf einer 'fiktiven Ebene' entsponnen werden soll, kann uns dies zeigen.

Die ungeheure Kargheit der Äußerungen, die Direktheit und Klarheit des Briefwechsels sprechen für ein intensives Verhältnis, dem Wittgenstein einen großen Teil seiner Geborgenheit während der Volksschullehrerzeit verdankte. Dieses Verhältnis war, wie schon gesagt, philosophisch keineswegs unbedarft, wie z.B. der Brief Hänsels an Wittgenstein zeigt, der über A. Meinong und O. Külpe handelt. Zudem haben wir von der Hand Hänsels einen recht guten Essay über Meinong, dem leider auch ein typisch österreichisches Philosophenschicksal widerfahren ist. Es bleibt auch zu betonen, daß Meinong, bei dem Hänsel offenbar studierte, ein Vorbild Russells war. Man könnte also auch hier Fäden ziehen, was aber unterbleiben soll. Eine zweite für unser Anliegen sehr wichtige These *Methlagls* bezieht sich nun genau auf diese *intellektuelle Atmosphäre*, die wir bereits angesprochen haben: Die Beilage ist als der Beitrag des 'schweigenden Hermeneutikers' nicht nur eine Antwort auf ein Werk, sondern die konkrete (und durch das Dokument zufällig sichtbar gewordene) Eröffnung des Dialogs. Hier geht es um die Tat und nicht um die Inhalte. D.h. also, es geht um die Festsetzung einer 'intellektuellen Norm' und deren Praxis. Die Unterstreichungen bekommen somit nicht nur einen thetischen Charakter, sondern stehen auch mit der konkreten Gesprächssituation in einer engen Beziehung. Ich finde diese These Methlagls am bestechendsten, denn sie ermöglicht den Eingriff der kultursoziologischen Analyse. Plötzlich werden Argumente konstituiert, indem die Lebendigkeit und die Intensität der Situation beschrieben werden. Gehen wir dieser These nach, so nur in *der* Weise, daß wir uns von ihrem Hintergrund her den Äußerungen Cusanus' widmen wollen.

Der Dialog Nikolaus' von Cues, "De deo abscondito", ist ein Teil der von ihm zur Gotteslehre verfaßten Trias von Aufsätzen, die *E. Bohnenstaedt* unter dem deutschen Sammeltitel "Drei Schriften vom verborgenen Gott"[18] herausgegeben hat (die beiden anderen Werke sind übertitelt: "De quaerendo deum" und "De filiatione dei"). Das erste Werk, "De deo abscondito", ist als Dialog zwischen einem Christen und einem Heiden angelegt und bezeugt außer der großen theoretischen Konzeption (die aber nicht einzigartig ist in der spätmittelalterlichen Philosophie) eine große und anziehende *menschliche Tiefe*, von der Hänsel, der sie "prächtig" nannte, offenbar sehr beeindruckt war (sie unterstreicht für uns auch den Stellenwert der Wahl). Vor allem die praktische Dimension des Dialogs ist bestechend, da sie einen ökumenischen Ansatz zum Ausdruck bringt, der auch heute noch relevant ist. Dieser Ansatz kommt im Kleid einer hochstehenden Diskussion zweier Gesprächspartner zur Sichtbarkeit, die einander völlig gleichwertig sind. Kein Haß und kein Glaubenseifer von irgendeiner Seite verdüstern das Ge-

18) Hamburg 1958.

spräch, man spürt das Klima einer tiefen und niemals opportunistischen Toleranz. Cusanus, der immer große – nicht nur intellektuelle – Anstrengungen zur Einigung der zerrissenen Glaubenswelt unternahm, nimmt in seinem Dialog den heidnischen Gesprächspartner durchaus ernst und tritt ihm in wahrer christlicher Nächstenliebe entgegen, eine Tatsache, die zu Cusanus' Zeiten keineswegs selbstverständlich war und die Hänsel offenbar ebenfalls sehr beeindruckte. Wir sehen also, allein die Wahl des Dialogs muß als Ausdruck einer sehr innig empfundenen Freundschaft gewertet werden, einer Art von Subtilität also, die Wittgenstein selbst erst sehr spät lernte. Dazu war das Praxisfeld vermutlich seine Lehrtätigkeit, deren Bedeutung nicht nur vom Gesichtspunkt eines tolstoianischen Christentums her gesehen werden darf, sondern auch darin begründet liegt, daß er so prächtige Freunde besaß (dazu gehören auch Engelmann und Drobil, die aber weniger im Vordergrund stehen, was unsere Diskussion betrifft). Die "Icheinsamkeit" konnte also in den Hintergrund treten, dafür gab es nunmehr so etwas wie eine geistige 'Infrastruktur', die sich 'empirisch' eben im Briefwechsel Hänsel-Wittgenstein sichtbar macht.

Von dieser Dimension her kommen die philosophischen Inhalte, die mit der genannten 'Infrastruktur' in einer untrennbaren Beziehung stehen, in eine neues Licht. Denn der Dialog drückt ja auch die einzig mögliche *philosophische Konsequenz* aus, die sich einem strikt ethisch 'motivierten' Nominalisten bietet. Sie besteht darin, das Problem, das sich jeweils stellt, in einem *Diskurs* festzulegen und – sofern möglich – zu lösen. Man kann diese Intention im "Tractatus" nicht erkennen, blickt man auf seine Makrostruktur. Diese scheint 'affirmativer', als sie in Wirklichkeit ist. Das ist nun nicht selbstverständlich, rekurriert man auf die Gesprächssituation mit Hänsel. Auch Cusanus' Intention war das Gespräch, da in ihm die Dimension der lebensweltlichen Realität beinhaltet ist und somit berücksichtigt werden muß. Seine Briefe an die Tegernseer Mönche beweisen dies, sie gehorchen allesamt einer praktischen Intention, die ihr Auskommen mit der vorgegebenen Theorie sucht. Darin besteht das *praktische* Apriori, von dem wir bereits sprachen. Es handelt sich also um die strenge Grenzsetzung, die die Flucht in die absolute Skepsis unmöglich macht. Erstaunlicherweise bietet sich uns gerade dieses Motiv am Schluß des "Tractatus" dar, wenn dort die Skepsis für unsinnig erklärt wird. Sub specie praxeos gilt dies wirklich. Die Vorurteile werden durch die Wirkungen des Gesprächsklimas aufgehoben, der instrumentelle Charakter der Aussage weicht einer dialogischen Intensität, die man fast als religiös bezeichnen könnte (vielleicht zeigt sich hier das Mönchische Wittgensteins, sein 'Hang zur Askese' am deutlichsten). In den Dialogen des Cusaners gibt es keine Niederlagen (so wie in der "Summa contra Gentiles" des Aquinaten). Die Vernunft steht mit dem Leben in einer praktischen Beziehung; die geschöpflichen Eigenschaften der Kreatur, das natürliche 'Licht' nehmen dem Diskurs die Härte und erzeugen – nicht expressis verbis – das Klima einer Einsicht (so wie in Bubers chassidischen Erzählungen): "H.: Was du dargetan hast, gefällt mir, und es ist mir klar und einsichtig, daß im ganzen geschöpflichen Bereiche weder Gott noch sein Name zu finden ist. Viel eher könnte man sagen, Gott entgehe jedem Begriffe, als daß man behaupten dürfe, irgendetwas bezeichne ihn."[19] Liest man diese Conclusio (man beachte, daß hier der Heide das letzte Wort behält), so wird man unwillkürlich an folgende Worte in Wittgensteins "Tractatus" erinnert: "*Wie* die Welt ist, ist für das Höhere vollkommen gleichgültig. Gott offenbart sich nicht *in* der Welt."(6.432) und: "Die Tatsachen gehören alle nur zur Aufgabe, nicht zur Lösung."(6.4321) Beide Sätze bekommen 'sub specie Cusani' eine völlig überraschende Bedeutung, sie lassen sich in das Bezugssystem einer 'nominalistischen Gotteslehre' (man verzeihe das Oxymoron!) einbeziehen. Vermutlich wäre Wittgenstein, dessen Sätze ja für den strenggläubigen Hänsel ein

19) ebda, S.6.

Skandalon gewesen sein müßten, sich dessen kaum bewußt geworden. Hänsel hat damit eine wichtige Dimension des "Tractatus" *sichtbar* gemacht (zumindest einmal für mich). Gott ist *zu groß*, als daß es einen Namen für ihn geben könne. Alle Namen sind an die Welt der Tatsachen gebunden, so gesehen gibt es also *keine Offenbarung "in"* einer Welt, die ja nur die "Aufgabe" (d.h. das Werk), aber nicht die 'Lösung' der Aufgabe ist. Die Sprache ist somit immer an ein "Können" – d.h. an das, was Cusanus "Possest" nennt – gebunden. Die prädikativen Leitlinien des "Possest" (des "Sein-Könnens") werden bei Wittgenstein (und im Prinzip auch bei Cusanus) als das "Wie" bezeichnet, genauer: als das "Wie" einer *kontingenten* Welt, die nur "Aufgabe" für den Menschen ist, aber nicht das Ziel. Dieser Aufgabe steht das "Gefühl der Welt als begrenztes Ganzes"(6.45) gegenüber. Vielleicht ist dies das, was die alten Theologen *Gewissen* nennen? So gesehen, gibt es in der Welt des effabile dictu *kein Rätsel*, denn *alles*, was sich im Gesichtsfeld befindet, ist ja klar, weil es gesehen werden kann und durch das 'natürliche Licht' auch verstanden wird. Für Cusanus ist Gott *demgegenüber* unfaßbar, er kann nicht genannt werden wie die Dinge im Gesichtsfeld. Trotzdem er *unfaßbar* ist, wird er jedoch paradoxal wieder faßbar, und zwar als die *coincidentia oppositorum*. Die Sprache allein wird somit als die ständige Obstruktion, die Vereitelung dieses Zusammentreffens gedacht. In ihrer Eigentümlichkeit sticht nämlich die *Zusammensetzung der Gegensätze* von anderen 'Zusammensetzungen' ab: "Und wenn auch die ganze Welt der Zusammensetzungen und alles einzelne Zusammengesetzte durch ihn nur sind was sie sind, so bleibt doch er selbst, der ja nichts Zusammengesetztes ist, in diesem Bereiche unerkannt."[20] Auch hier finden wir wieder den unbekannten Gott, der sich nicht *in* der Welt offenbart, sondern *durch* sie. Auch Wittgenstein sieht dies so: Das "Wie" ist für das "Höhere vollkommen gleichgültig". Dies ist, ineffabile, das Mystische. Genauso wie bei Cusanus ist es die *docta ignorantia*, die durch die 'Tätigkeit' der Philosophie erreicht wird. Der erste, affirmative Anschein der Sentenzen 'fällt also'. Der mittelalterliche Sentenzenkommentar verstand sich als Erläuterungswerk, aber in einer affirmativen Hinsicht. Der "Tractatus" ist vielleicht – grob gesprochen – so etwas wie ein *negativer Sentenzenkommentar*, der die philosophischen Probleme, die Wittgenstein zu erkennen glaubte, ins richtige Licht stellt und damit löst: "Ein philosophisches Werk besteht wesentlich aus Erläuterungen."(4.112) Wir müssen dies ernstnehmen und sofort *das* suchen, was erläutert wird. Ich wage nun zu behaupten, daß die letzten Seiten des "Tractatus" *das* enthalten, was erläutert werden soll. Aus dieser Vermutung zeigt sich nun aber auch, daß es sich um *negative Erläuterungen* handeln muß. Das "Spiel" des "Tractatus" verwendet Russells Kennzeichentheorie, Freges Logik als einen Ball, den es in die Mystik hineinwirft. Das ist ein Faktum. Wir sehen es im Aufbau des Werkes. Die Mystik – als die Lösung im negativen Sentenzenkommentar – verschlingt Russells Typentheorie und Freges Spezialuntersuchungen. Sie werden sub specie aeternitatis gesehen ein *minimum*, dem das *maximum* der theologischen Intentionen gegenübersteht. Darin besteht die coincidentia oppositorum, der Zusammenfall der Gegensätze: die Begegnung Wittgensteins mit Russell oder mit Frege. Hänsels Verdienst ist diese Vermutung, geäußert in Form einer 'schweigenden Hermeneutik'. Wittgenstein hat seinen Ball geworfen, Hänsel hat ihn 'aufgenommen' und in Form einer 'Intuition' zurückgeworfen. Die Situation ist natürlich paradox, und für jeden geradlinigen Interpretatoren muß sie unverständlich sein, zumindest zutiefst suspekt. Aber hören wir Hänsel selbst: "Den Anfang und den Schluß des Dialogs fand ich prächtig. Und auch in der Mitte ist Grund hinter den Gründen. Ich meine, er gefällt Dir auch."[21] Hänsel sprach, so sieht man wohl, aus einer dialogischen Situation heraus, die wir aber in ihrer Totalität natürlich nicht kennen können. Es wäre reizvoll, ein Dokument zu finden, das uns die Reaktion Wittgensteins offenbart. Aber wichtiger

20) ebda.
21) Wie Anm.1.

noch ist der *Zugang* zum "Tractatus", der sich durch diese Beilage Hänsels auch für einen biographisch uninteressierten Leser ergeben kann und soll. Daß wir also keine Reaktion Wittgensteins besitzen, besagt gar nichts und widerspricht auch in keiner Weise irgendeinem von uns geäußerten Argument. Das gelehrte Nichtwissen wird von uns hier – nicht ohne eine gewisse Ironie im Hintergrund – offen zugegeben und auch bejaht. Daß Wittgenstein am *gelehrten Nichtwissen* Gefallen fand, das wollen wir im folgenden zeigen.

Wir beziehen uns, um dies zu leisten, wieder auf eine konkrete Dialogsituation. Wittgensteins docta ignorantia zeigt sich an einem Ort, wo man sie am wenigsten vermuten würde, nämlich in seinen Gesprächen mit *F. Waismann*. Die gelehrte Unwissenheit ist aber nicht die cusanische, das wäre – nicht allein wegen des Zeitunterschiedes – absurd, glaubte man daran, sondern vielmehr Wittgensteins Reaktionen auf ethische Theorien – also auf Metaethiken – des Wiener Kreises. Eine Theorie soll uns ja Einblick verschaffen, sie ist ein Modell, das wir dem Unbekannten mehr oder minder aufzwingen, um es uns bekannt und verfügbar zu machen. Somit ist eine Theorie zur Ethik ein System von Sätzen, mit dem uns diese zugänglich werden soll. Was für die Verteilung der interstellaren Materie im Weltraum gelten soll, nämlich daß sie durch eine Theorie erfaßt werden kann, soll auch für die Kernfrage der Ethik: "Was ist ein 'Wert'?" gelten. Man braucht nicht hinzuzufügen, daß dies für Wittgenstein gänzlich untragbar gewesen sein muß. Aber lassen wir ihn selber sprechen, er sagt ja selbst, was er von den *psychologischen Theorien zur Wertfrage* hält:

> Ist der Wert ein bestimmter Geisteszustand? Oder eine Form, die an irgendwelchen Bewußtseinsdaten haftet? Ich würde antworten: Was immer man mir sagen mag, ich würde es ablehnen, und zwar nicht darum, weil die Erklärung falsch ist, sondern weil sie eine *Erklärung* ist.
> Wenn man mir irgendetwas sagt, was eine *Theorie* ist, so würde ich sagen: Nein, nein! Das interessiert mich nicht. Auch wenn die Theorie wahr wäre, würde sie mich nicht interessieren – sie würde nie *das* sein, was ich suche.[22)]

Da gibt es *drei* Dinge, die hervorzuheben sind: Es geht Wittgenstein in *bestimmten* Bereichen nicht um Theorien, darauf folgt *zweitens*: Theorien sind nicht das Allheilmittel (also grenzt die Philosophie das bestreitbare Wissen der Wissenschaft nicht *ein*, sondern vielmehr *aus*: ein kleiner aber wichtiger Unterschied, denn er zeigt die Absurdität einer analytischen Philosophie) und *drittens*: Es wird *etwas gesucht*, was sich der Erklärungen entzieht. Wie muß man nun diese Disposition nennen? Ist sie Skepsis (im pyrrhonischen Sinne?) oder Nihilismus, oder religiöser Wahn oder einfach Wissenschaftstheorie? Oder gar eine analytische Werttheorie oder eine deskriptive Ethik oder so etwas wie Ideologieforschung? Jemand, dem es nicht um die Wahrheit oder Falschheit einer Theorie geht, sondern einzig und allein darum, Theorien *hier* zu vermeiden, der muß ja *wissen*, wann und wo er sie vermeiden will, also 'weiß' er dadurch etwas Besonderes. Er praktiziert, so möchte ich meinen, die *docta ignorantia*. Wittgenstein sträubt sich hier gegen die Verwissenschaftlichung. Es geht um Wichtigeres als um die feinen Nuancen einer Werttheorie. Das Leben des Menschen steht über der fragwürdigen Raffinesse werttheoretischer Begriffsspaltungen. Wir spüren die *Kierkegaardsche Sorge* um die Einzigartigkeit, genauso wie wir die *Ebnersche Ernsthaftigkeit* und die *Strenge eines Karl Kraus* 'erahnen können'. Hier werden die Verbal-Ethiker provoziert, ihr 'Handtuch zu werfen'. Wittgenstein fordert dies ja auch für sich und zwar expressis verbis. Wir müssen dies in aller Härte zur Kenntnis nehmen. Für ihn gibt es Bereiche, wo selbst eine *wahre Theorie* unbefriedigend, ja lächerlich sein würde. Kierkegaards Philosophie arbeitet produktiv mit dem selben Unvermögen der

22) Anm.8, Bd.3, S.116.

Sprache, er stemmt sich so gegen das affirmative Absolute der Hegelschen Philosophie, das er als Popanz entlarvt. Die Tiefe, die in dieser Entlarvung steckt, sträubt sich gegen alle Macharten einer affirmativen Ethik. Damit steht Wittgenstein eher in der Tradition eines Dostojewskij und eines Trakl als in einer rein literarischen eines John Galsworthy. Wir werden hier die Teerunden in Russells Haus vergessen müssen, oder die entsetzlich langweiligen Sitzungen der "Aposteln", wenn wir Wittgenstein verstehen wollen. Auch werden wir den Wiener Kreis und seine "Tractatus"-Interpretationen außer acht lassen müssen, wenn wir – um mit Husserl zu sprechen – zu den Sachen wollen. Die Wissenschaft ist für Wittgenstein eine Metasprache und somit in gewisser Hinsicht *über* den Dingen. Die menschliche Natur steht aber *in* der Ethik: Wenn wir handeln, stehen wir – anders als der Dramaturg der Tragödie oder der Komödie, der darübersteht – mitten *drin*. Die Philosophen entpuppen sich – so gesehen – als die Aktanten einer Komödie der Eitelkeit, und man braucht nicht zu betonen, daß dies Wittgenstein aufs äußerste mißfallen mußte, wie wir ja auch sehen können. Solche psychologischen Werttheorien lehnte Wittgenstein *kategorisch* ab, schon im "Tractatus" wurde die eigene Sprache hart gemaßregelt: "Er *muß* [Hervorhebung durch d. Verf.] diese Sätze überwinden, dann sieht er die Welt richtig."(6.54) Für Wittgenstein gibt es also eine Wahrheit, die aus der Überwindung des philosophischen Popanzes selbst entsteht. Wir treffen auf die Grenze und sind damit wieder bei Cusanus: "Chr.: Ich verstehe unter Wissen: von der Wahrheit Besitz ergreifen; wer immer erklärt, er wisse, behauptet damit, die Wahrheit in Besitz genommen, erfaßt zu haben."[23)]

Und muß nun diese Wahrheit, von der Besitz ergriffen wurde, unbedingt sich mit der theoretischen Philosophie decken? Oder muß die Wahrheit zuerst *im* Kalkül und dann erst im Menschen sein? Diese Fragen stellen sich uns, für den gelehrten Philosophen sind sie vermutlich ein Sakrileg, das einem Wort von Ingeborg Bachmann folgend, diesem sehr wohl *zumutbar* sein muß. Die Wahrheit ist ein Paradox: diese Erkenntnis Kierkegaards finden wir schon bei Cusanus: "Chr.: Ich weiß, daß all das, was ich kenne, nicht Gott, und alles, was ich begrifflich fasse, ihm nicht ähnlich ist, daß er vielmehr über all dem steht."[24)] Dies läßt sich recht gut umformulieren: Ich weiß, daß alle Wahrheiten der Philosophie nichts mit der eigentlichen Wahrheit zu tun haben, denn diese steht ja über der Philosophie. Nur die Polemik, die der Leser entschuldigen möge, macht dies sichtbar. Sie allein vermag den Wust beiseitezuschieben, der sich auf den letzten Sätzen des "Tractatus" abgesetzt hat. Trotzdem handelt es sich nicht um Skepsis, deren Wirken nur dem Sprachfixierten spürbar wird. Der "Tractatus" ist vielmehr ein abgerundetes Werk, dessen 'Ziel' einfach die Sprache hinter sich zurückbehält. Das ist das eigentliche Paradox, das auch für die Sprache Kraus' gilt. Eine Theorie *über etwas* hat eben nichts mit einer Handlung *in* dem Etwas zu tun. Der akademische Standpunkt ist aber deswegen nicht absurd, sondern nur ein Dienst an der Sache. Die Sache spricht aber für sich selbst. Ich, der ich mich als Philolog verstehe, habe *nur* die Aufgabe, jene Situation zu rekonstruieren, in der die 'Sache von selbst zu sprechen beginnt'. Diese Situationsbeschreibung vertraut auf den gesunden Hausverstand und vor allem auf den guten Willen des Lesers und nicht auf die Wirkung spitzfindiger Argumente. Es ist ein Endergebnis, daß es kein Diktum über Transzendenz mehr geben kann und daß gerade diese Negativität einem neuen Anfang die Türe 'aufmacht'. Der 'Entzug' hängt eng mit *dem* zusammen, was Wittgenstein Ethik nennt. Daß Ethik und Ästhetik eine Einheit seien, wird von Wittgenstein behauptet und im nächsten Augenblick gleich vom Wirkungskreis der Sprache 'abgeschnitten'. Man durchdenke diese Bewegung, denn sie enthält das "Nichtandere" der Wittgensteinschen Philosophie. Diese ist keineswegs zuende, sondern beginnt ganz neu: und zwar, so möchte ich

23) Anm.16, S.1.
24) ebda, S.4.

meinen, als so etwas wie die Ausdrucksform einer dialogischen Begegnung, die sich ihrer Grenzen und ihrer Verantwortung bewußt ist. Vermutlich hatte auch die negative Theologie des Cusanus diese Intention. Wir nannten sie bereits das 'praktische Apriori', das Cusanus mit Gott gleichsetzt: "H.: Ist nicht Gott die Wahrheit? Chr.: Nein, er ist vor aller Wahrheit."[25] Also besteht, folgt man dem in einer methodischen Hinsicht, ein Zwang zur Darstellung des divinen Milieus, der konkreten Situation, die hier vor dem Diskurs selbst steht. Es geht – hermeneutisch – um das, was man – dem Diktum des großen Bakteriologen und Wissenschaftstheoretikers *Ludwik Fleck* folgend – eine Angelegenheit des *kognitiven Stils* nennen könnte. Die Präfiguration ist also ein sehr wichtiges Element, und unsere Aufgabe ist es eben, die Präfigurationen des "Tractatus" zur Darstellung zu bringen. Aus dem "Tractatus" läßt sich ohne dieses Apriori nichts bestimmen. Die praktische Seite, so meinen wir, hat durchaus einen kultursoziologischen Aspekt, denn sie hängt ja mit *dem* aufs engste zusammen, was man eine Kulturtheorie der österreichischen Moderne nennen könnte. Man kann *dem* nur zustimmen, was *Fleck* sagt:

> Mit den sich aufzwingenden ganzheitlichen Gestalten, mit der verbreiteten allgemeinen Auffassung in einem Gebiet, mit der allgemein angenommenen Analyse der Elemente, mit der Technik, der Kunst und der Wissenschaft, mit der Alltagsgewohnheit, der Legende, der *Religion*, selbst bereits mit der benutzten Sprache – dringt das Kollektiv in den Prozeß des Schauens und *Sehens* [Hervorhebungen durch d. Verf.], Denkens und Erkennens ein. Wenn jede Beobachtung, sei es eine alltäglich gemeine oder auch genauest wissenschaftliche, ein Modellieren ist, dann liefert die Schablone das Kollektiv. Und eine andere Möglichkeit gibt es nicht.[26]

Nach allem bisher Gesagten wird uns natürlich klar, daß das auch für Wittgenstein gilt, und damit wären wir bereits bei jener kultursoziologischen Frage, die das Kollektiv betrifft, aus dem heraus Wittgenstein den "Tractatus" konzipierte und schrieb. Die Dimension des "Sehens" bezieht sich nunmehr durchaus auf die Präfigurationen, und Wittgenstein lebte ja nicht im luftleeren Raum. Für ihn spitzte sich alles auf ein 'ethisches Apriori' zu, genauso wie dies auch im "Tractatus" sichtbar wird. Darin besteht ja das große Verdienst von Janik und Toulmin, diese *hermeneutische Dimension* in die Diskussion eingebracht zu haben. Unser Beitrag versteht sich als eine 'empirische Absicherung', die noch zusätzlich – sozusagen aus der Position des Kultursoziologen – geleistet werden soll, um die Aussagen der Wissenssoziologen zu stützen.

25 ebda, S.5.

26) Ludwik Fleck: Erfahrung und Tatsache. Gesammelte Aufsätze. Mit einer Einl. hrsg. v. Lothar Schäfer u. Thomas Schnelle. Frankfurt 1983.

"Endlich! Jetzt is a Ruah!" Das Bild nationalsozialistischer Ausgrenzungs- und Vernichtungspolitik in Felix Mitterers Theaterstück "Kein schöner Land"

von
Bernhard Natter (Innsbruck)

In seinem Theaterstück "Kein schöner Land", das 1987 in Innsbruck uraufgeführt wurde und zur selben Zeit in einer Buchausgabe erschienen ist,[1] führt Felix Mitterer am Beispiel von Familiengeschichten in einem überschaubaren Sozialgefüge, einem fiktiven Tiroler Dorf, Wirkungsweisen und Auswirkungen des Nationalsozialismus vor.

Judenverfolgung

Im Mittelpunkt der Handlung steht die schrittweise Ausgrenzung, das Abschieben und schließlich die Ermordung eines bis dahin angesehenen Bürgers, des Viehhändlers Stefan Adler, als bekannt wird, daß er – nach den Kriterien der Nürnberger Rassegesetze – jüdischer Abstammung ist. Anlaß und historisches Vorbild für diese Figur ist der St. Antoner Fremdenverkehrs- und Schisportpionier Rudolf Gomperz, der im Zuge der sogenannten 'Endlösung der Judenfrage' nach Zeugenaussagen am 20. Mai 1942 in das Konzentrationslager Minsk deportiert und dort ermordet wurde, nachdem er 1938 sofort nach dem 'Anschluß' von seinem Posten als Leiter des Verkehrsbüros enthoben worden war und Berufsverbot erhalten, sein Vermögen verloren und schließlich Tirol zu verlassen hatte.[2]

Obwohl Mitterer "kein Dokumentarstück" schreiben wollte – Personen, Namen, Berufe und teilweise auch die dargestellten Ereignisse decken sich nicht mit den aus St. Anton historisch belegten Tatsachen –, baut er eine Fülle dokumentierter Fakten nationalsozialistischer Judenverfolgung in das Stück ein. Er verweist ausdrücklich darauf, daß er Informationen von Zeitzeugen und Gerichtsprotokolle als Grundlage für seinen literarischen Text verwendete.[3] Die "Steigerungsstufen" nationalsozialistischer Judenverfolgung in Österreich[4] werden an einem Fall exemplarisch vorgeführt.

---

1) Die Uraufführung fand am 12. April 1987 in den Kammerspielen des Tiroler Landestheaters in Zusammenarbeit mit dem Südtiroler Ensemble-Theater und dem Bund Südtiroler Volksbühnen statt. Die Buchausgabe ist im Haymon-Verlag Innsbruck erschienen.

2) Zur Biographie von Gomperz vgl.: Hans Thöni: Der Anlaß zum Stück: Das Schicksal des Rudolf Gomperz. In: Felix Mitterer: Kein schöner Land. Ein Theaterstück und sein historischer Hintergrund. Innsbruck 1987, S.93-117; Horst Christoph: Judenstern am Arlberg. In: profil (Wien) Nr.14, 6.April 1987, S.64-65.

3) Felix Mitterer: Anmerkungen zum Stück. In: Mitterer (Anm.2), S.91.

4) In der Folge stütze ich mich auf die Typologie von Entwicklungsstufen der zunehmenden Ausgliederung von Juden aus der Gesellschaft, wie sie Gerhard Botz in seinem Aufsatz: "Ausmerzung": Von der Ächtung zur Vernichtung. Steigerungsstufen der Judenverfolgung in Österreich nach dem "Anschluß" (1938-1942). In: Journal für Sozialforschung (Frankfurt) 1988, H.1, S.5-51, dargelegt hat. Vgl. dazu auch: Walther Hofer: Stufen der Judenverfolgung im Dritten Reich 1933-1939. In: Herbert A. Strauss u. Norbert Kampe (Hrsg.): Antisemitismus. Bonn 1985, S.172-185.

Die begriffliche Ausgrenzung 'der Juden', durch die sie zur amtlich definierten und legitimierten Feindgruppe erklärt werden – in Österreich wurden die Nürnberger Rassegesetze am 20. Mai 1938 formell eingeführt – bildet im Stück den Ausgangspunkt: Der Bürgermeister verlangt von Adler den "Ariernachweis" (S.35).

Auf der nächsten Stufe der Bekämpfung der definitorisch dingfest gemachten 'Juden' wird Adler die wirtschaftliche und damit die Lebensgrundlage entzogen:

> BÜRGERMEISTER: Des kommt von der Arisierungsstelle. Gauwirtschaftsberater Duxneuner. [Das ist übrigens der tatsächliche Name des für die 'Arisierung' in Tirol zuständigen Funktionärs.][5] Folgende Weisungen *(liest Ausschnitte):* "Vermögen über 5000 Reichsmark ist bei der staatlichen Vermögensverkehrsstelle anzumelden... Handels- und Gewerbekonzessionen werden eingezogen... Liegenschaftsbesitz wird beschlagnahmt und eingezogen..." *(Blickt auf, schaut Adler an.)*
> *Eine Weile Schweigen. Adler steht langsam auf.*
> BÜRGERMEISTER: *(ängstlich)* Tua di ja beherrschen, ja? I muaß des tuan, des is Vorschrift!
> ADLER: *(leise)* Ihr wollts mir mei Geld wegnehmen? Mei Haus? Mein Betrieb?
> BÜRGERMEISTER: Ja, was soll i machen? (S.47)

Im Gegensatz zu den von pogromartigen Ausschreitungen begleiteten 'wilden Arisierungen' unmittelbar nach dem 'Anschluß' wurden die Enteignungen später von oben angeordnet und pseudolegal bemäntelt. Im Stück wird der Bürgermeister zum "kommissarischen Verwalter" (S.59) von Adlers Besitz bestellt, und der Raub von dessen Auto durch die Partei wird durch ein "gesetzliches" Arisierungsverfahren zu legitimieren versucht:

> BÜRGERMEISTER: I hab da übrigens a Weisung kriagt! I muaß leider dein Auto einziehn! Für'n Herrn Ortsgruppenleiter!
> ADLER: *(grinst grimmig)* Ihr seids vielleicht Räuber!
> BÜRGERMEISTER: Du, des is ganz legal! Arisierung zum Parteigebrauch! Des is gesetzlich gedeckt!
> ADLER: Ja, des glaub i! Ihr machts euch schon die richtigen Gesetze! (S.60)

Aus den Handlungen des Bürgermeisters, der sich Adler gegenüber wiederholt zum widerwilligen Befehlsempfänger stilisiert, im gesamten Stück aber als eigennütziger Opportunist charakterisiert wird, der aus der 'Arisierung' des Adler'schen Vermögens Gewinn für sich ziehen möchte, wird eine Funktion der wirtschaftlichen Enteignung deutlich: die Belohnung bzw. Versorgung von nationalsozialistischen Parteigängern und Mitläufern. Daß viele der 'Kommissarischen Leiter' zu einer wirtschaftlichen Führung der angeeigneten Betriebe nicht fähig waren, wie es auch für Tirol dokumentarisch belegt ist,[6] klingt auch im Stück an. Der Bürgermeister bringt Adler dazu, daß er für ihn – als "Zwangsarbeit" deklariert – hinter den Kulissen arbeitet, weil er selbst das Geschäft des Viehhändlers nicht bewältigt (S.65).

Auf einer weiteren Eskalationsstufe der Judenverfolgung betrieben die Nationalsozialisten eine Politik beschleunigter erzwungener Emigration, eine Vertreibung der Juden zur 'Lösung' der

---

5) Vgl. verschiedene Dokumente in: Dokumentationsarchiv des österreichischen Widerstandes - DÖW (Hrsg.): Widerstand und Verfolgung in Tirol 1934-1945. Wien-München 1984, Bd.1, z.B. S.429.

6) Vgl. Gretl Köfler: Tirol und die Juden. In: Thomas Albrich, Klaus Eisterer u. Rolf Steininger (Hrsg.): Tirol und der Anschluß. Innsbruck 1988, S.177; dies.: Die Juden in Tirol. In: DÖW (Anm.5), Bd.1, S.423.

sogenannten 'Judenfrage' im 'Deutschen Reich' und zur vollständigen und endgültigen Aneignung ihres verbliebenen Eigentums. Die im Stück vom Bürgermeister Adler gegenüber vorgebrachte Weisung, "daß bis zum 15. März 39 die Provinz judenfrei sein muaß", Adler also "auswandern oder nach Wien übersiedeln" müsse (S.59-60), beruht auf einem authentischen Rundschreiben der Gestapo Innsbruck an die Landräte in Tirol.[7)]

Der Wendepunkt von der 'ordnungsstaatlich', 'bürokratisch' abgesicherten antisemitischen Politik des Regimes zu erneut radikalisierten Formen pogromartiger Ausschreitungen vor dem Hintergrund drohender sozialer Deprivation bedeutender Bevölkerungsteile wegen der exzessiven Rüstungsanstrengungen, den die sogenannte 'Reichskristallnacht' vom 9. auf den 10. November 1938 markierte, wird im 5. Bild ausführlich auf die Bühne gebracht. Dies geschieht in Form eines 'nachholenden' Pogroms in der Nacht vom 12. zum 13. November, wie er für die Tiroler Gemeinde Ehrwald aktenkundig ist.[8)] Mitterer betont dabei die auch aus Innsbrucker Dokumenten[9)] hervorgehende zentrale Anordnung der als spontan ausgegebenen Ausschreitungen:

> [Der Ortsgruppenleiter telefoniert in der Gaststätte des Wirts und Bürgermeisters:]
> HOPFGARTNER: *(am Telefon)* Die kochende Volksseele, jawohl! – Jawohl! – Jawohl! – Hab i schon g'sagt! Alle in Zivil! Jaja, sind alle in Zivil! – Jawohl, is auch da! Der Postenkommandant is da! – Sag i Bescheid! – Jawohl! – Ganz lautlos! Jawohl! – Ich erstatte dann Meldung! – Jawohl! – Heil Hitler, Herr Sturmführer!
> *Hopfgartner legt auf, er und der Bürgermeister kommen zum Stammtisch.*
> HOPFGARTNER: Also! Ihr werd's eh scho wissen, in Paris hat ein Jud den deutschen Gesandtschaftsrat umbracht! Daraufhin hat überall im Deutschen Reich die Volksseele zu kochen begonnen! In Innsbruck hat sie gestern auch kocht! Die Synagoge und etliche Wohnungen sind zertrümmert worden, und a paar von die Juden sind ex gangen! Wir können da natürlich nicht hintanstehen! Müaßts ihn [Adler] ja nit umlegen; aber an Denkzettel soll er schon kriagen! (S.52)

Trotz der in der 'Ostmark' besonders heftigen und weit verbreiteten antisemitischen Exzesse der 'Reichskristallnacht' ist laut Gerhard Botz davon auszugehen, daß zu diesem Zeitpunkt nicht unbeträchtliche Bevölkerungsteile rohe Gewaltanwendung direkt vor ihren eigenen Augen nicht billigten – eine Einschätzung, die auch das Theaterstück transportiert: Der SS-Mann Hans, Adlers Sohn, und der SA-Mann Erich, der Sohn des Bürgermeisters, weigern sich, der Anweisung des Ortsgruppenleiters nachzukommen, lassen die physischen Angriffe auf Adler aber zu. Zwei ehemalige Heimwehrleute und ein Schütze schlagen Adler schließlich so lange, bis er ohnmächtig zusammenbricht, und zertrümmern sein Hausmobiliar – als "Bewährungsprobe" (Hopfgartner, S.53) für das neue Regime. Toni, der geistig behinderte Sohn des Ortsgruppenleiters, verteidigt nach anfänglichem Lachen über die Ausschreitungen schließlich Adler nach Kräften. Anna, Adlers Tochter, die zu diesem Zeitpunkt allerdings glaubt, sie sei die uneheliche Tochter des Ortsgruppenleiters, macht ihrem Mann Erich Vorhaltungen:

> ANNA: *(ruhig)* I hätt di nit heiraten sollen!
> ERICH: I hab doch eh nit mitg'macht, Anna!
> ANNA: Zualassen is des gleiche!
> ERICH: Mei, er is doch eh nit dei Vater!
> ANNA: *(steht auf)* A Mensch is er! A Mensch! (S.56)

---

7) DÖW (Anm.5), Bd.1, S.447.
8) ebda, S.453.
9) ebda, S.451-452.

Der Prozeß der Desolidarisierung der Nicht-Juden von den Juden wurde vorangetrieben durch die erzwungene Realisierung des nationalsozialistischen rassistischen Stereotyps vom 'schmutzigen, heruntergekommenen Juden'. Juden werden durch weitere Ausschreitungen und offizielle 'Maßnahmen' in die Verarmung und an den Rand gedrängt, wie Mitterer – in Anlehnung an historische Tatsachen – am Beispiel Adlers aufzeigt: Alle Fenster seines Hauses haben ihm Dorfbewohner mit Steinen zerschlagen (S.62) und der Strom wurde ihm abgeschaltet (S.75); als Jude darf er mit seiner Lebensmittelkarte kein Fleisch, keine Milch und keinen Käse beziehen (S.69); seine Kleidung wird ihm verboten ("Das Tragen von Landestrachten und von Trachtenbestandteilen" ist Juden nicht erlaubt, S.68) und er muß als öffentliche, amtlich bestätigte Kennzeichnung als Außenseiter einen gelben Judenstern tragen (S.69).

Schon bestehende Stereotype der antisemitischen Propaganda werden gewaltsam hergestellt, wie sich am unfreiwilligen Wandlungsprozeß Adlers vom assimilierten, sozial integrierten erfolgreichen Kleinunternehmer mit katholischer Religionszugehörigkeit zum marginalisierten und pauperisierten "Kaftan-Jud" (im antisemitischen Sprachduktus des 1. Gestapomannes bei Adlers Verhaftung, S.79) zeigt. Adler besinnt sich – mit dem Rücken zur Wand – seiner jüdischen religiösen Herkunft, da ihm eine andere Identität, etwa die tirolische (Adler: "I bin a Tiroler!", S.44), nicht mehr offensteht, von den Nationalsozialisten enteignet worden ist: beim Annähen des Judensterns spricht er Psalmen und kleidet sich fortan wie ein "orthodoxer Jude" (S.75-76). Und damit ist er aus der ihn umgebenden antisemitisch geprägten Gesellschaft im Sinne einer selffulfilling prophecy umso leichter endgültig auszugrenzen – bis hin zur Verhaftung (9. Bild), Deportation und physischen Vernichtung im KZ (12. Bild).

'Kirchenkampf'

Neben der mit zunehmender Intensität betriebenen Judenverfolgung, dargestellt am Beispiel eines an historische Tatsachen angelehnten Einzelfalles von allgemeinerer Bedeutung, werden in "Kein schöner Land" weitere Dimensionen nationalsozialistischer Ausgrenzungs- und Vernichtungspolitik beispielhaft vorgeführt: der Umgang mit Andersdenkenden und Behinderten. Die Ausweitung der Perspektive erreicht Mitterer durch die Einführung von zwei weiteren Figuren, die ebenfalls von den Nazis ermordet werden: der Pfarrer und der geistig behinderte Sohn des NSDAP-Ortsgruppenleiters.

Der Pfarrer wird schließlich wegen "Kanzelmißbrauch", "Heimtücke", "Rundfunkverbrechen", "Wehrkraftzersetzung", als "Judenfreund" und "Gegner des Führers" – so steht es im Haftbefehl – abgeführt (S.80), in ein KZ deportiert und dort mit dem Kopf nach unten so lange aufgehängt, bis er stirbt (11. Bild) – wie historisch belegt für den Götzener Pfarrer Otto Neururer.[10] Für die ersten beiden Gesinnungs-'Delikte' ist eine Predigt verantwortlich, gegen die der Ortsgruppenleiter Anzeige erstattet und die der Pfarrer zu widerrufen sich weigert. Im Anzeigetext, den der Landrat dem Pfarrer vorliest, heißt es:

> Im Zusammenhang damit, daß man keine Menschenfurcht haben solle, sprach Pfarrer Gruber auch über die angebliche Verfolgung Andersdenkender und sagte wörtlich: "Seid mutig, fürchtet euch nicht, Gott will keine Feigheit, Gott will im Gegenteil, daß wir unsere Mitbrüder und Mitschwestern beschützen vor der leibhaftig gewordenen Herrschaft des Teufels!" Pfarrer Gruber sprach auch über die Kindererziehung und sagte dabei unter an-

10) ebda, Bd.2, S.228-229.

derem wörtlich: "Die heutige Jugend wird zu Satanskindern erzogen, zu Verrätern und Denunzianten an ihren eigenen Eltern und Geschwistern!" (S.67)

Dabei hatte sich der Pfarrer mehrfach durch öffentliche antisemitische Äußerungen hervorgetan, für die er sich am Schluß bei Adler entschuldigt. Im 1. Bild, das im Herbst 1933 spielt, verwahrt er sich gegen die abwertende Gleichsetzung von "Jud" und "Pfaff" durch den illegalen Nationalsozialisten Hopfgartner:

> PFARRER: *(wütend)* I laß mi nit mit die Juden in oan Topf werfen! Verstanden, Herr Oberlehrer? I hab scho lang vor dir predigt, daß die Juden unser Unglück sind! Daß sie unsern Herrn Jesus ans Kreuz g'schlagen haben! Daß sie sich ausgebreitet haben wie die Pest, über die ganze Welt! Und überall drinhocken! Und alles bestimmen! Mit ihrer Unmoral, mit ihrer Raffgier! Brauchst nur amal in die Kirchen gehn, nacha hörst es, was i zu diesem Thema zu sagen hab! (S.13)

Der Antisemitismus, der in anderen Szenen vor allem durch Äußerungen des Ortsgruppenleiters präsent ist, galt vor 1938 in Österreich in der kirchlichen Auseinandersetzung mit dem Nationalsozialismus weithin als gemeinsamer Wert, als verbindendes Element,[11] war er doch im katholisch-konservativen Lager selbst ebenfalls tief verwurzelt.

Anhand einiger für Tirol dokumentarisch belegter Fakten werden im Stück zentrale Konfliktfelder zwischen Kirche und nationalsozialistischer Staatsgewalt[12] beispielhaft deutlich gemacht: die Beschlagnahme des Jugendheims im Pfarrhaus für die HJ[13] zeigt etwa die forcierte Enteignungspolitik zur raschen Etablierung nationalsozialistischer Organisationen nach dem 'Anschluß'. Darüber hinaus ist diese Zwangserschließung räumlicher Resourcen im Stück ebenso wie das Verbot, Religionsunterricht zu erteilen (S.34)[14], und die Verfügung, die Fronleichnamsprozession "wegen der Verkehrsbehinderung" (der Bürgermeister zum Pfarrer, S.32) nicht auf öffentlichen Straßen und ohne Musikkapelle und Schützen abzuhalten[15], ein Beispiel für den Kampf der Nationalsozialisten auch um die weltanschauliche Vorherrschaft. Die Verwirklichung des Ziels, eine nationalsozialistische 'Weltanschauung' anstelle konkurrierender Ideologien zu etablieren, führte zu einer Kollision mit den traditionellen Hegemonieansprüchen der katholischen Kirche etwa im Bereich der Jugenderziehung und des öffentlichen Lebens. Mit der am Anfang des 2. Bildes vorgeführten Kreuzschändung[16] durch zwei Hitlerjungen – die Szene spielt im Mai 1938 – wird neben der administrativ-bürokratischen Dimension des nationalsozialistischen Kirchenkampfs die der antiklerikalen Ausschreitungen deutlich. Solche 'Selbsthilfe'-Aktionen wurden teilweise von der NSDAP unterstützt oder geduldet zur Kanalisierung politischer Emotionen ihrer Anhängerschaft gerade in den ersten Monaten nach der Machtergreifung. Mitterer vermittelt dies in einer Reaktion des Ortsgruppenleiters auf den Zorn des Pfarrers wegen der Kirchenaustritte und verschiedener Akte von Religionsstörung (z.B. "vor den Altar scheißn s'ma hin!"):

> HOPFGARTNER: Des habts euch selber zuzuschreiben! Jahrhundertelang habts ihr Pfaffen das Volk unterdrückt! B'sonders bei uns da, im sogenannten "Heiligen Land"! Und jetzt,

11) Vgl. Walter Sauer: Österreichs Kirchen 1938-1945. In: Emmerich Tálos, Ernst Hanisch u. Wolfgang Neugebauer (Hrsg.): NS-Herrschaft in Österreich 1938-1945. Wien 1988, S.518.
12) Vgl. ebda, S.524-528.
13) DÖW (Anm.5), Bd.2, S.13.
14) ebda, S.49.
15) ebda, S.96-97.
16) ebda, S.125-128.

wo Kirche und Staat endlich getrennt sind, jetzt, wo ihr keine Macht mehr habts, jetzt wird euch alles heimzahlt! Und recht g'schieht euch! (S.33)

Auch wenn das liberale Postulat der Trennung von Kirche und Staat von der NSDAP demagogisch zur Rechtfertigung von primär machtpolitisch motivierten Zwangsmaßnahmen eingesetzt wurde, mußte gerade Jugendlichen jegliches Infragestellen der traditionellen Hegemonieansprüche der katholischen Kirche in Fragen der individuellen Sittlichkeit, etwa im Bereich der Sexualmoral, als Modernisierung erscheinen. Diese Aufweichung verstaubter, konservativ-katholisch geprägter öffentlicher Moralvorstellungen, die Lockerung traditioneller Einbindung in die soziale Kontrolle von Familie und Kirche[17], machte den Nationalsozialismus – auch wenn dies aus Herrschaftskalkülen heraus erfolgte und immer mit antimodernen und kontrollierenden Elementen untrennbar verbunden war – gerade für junge Leute attraktiv.[18] Im Stück erscheint diese bedeutende mögliche Einstiegsmotivation ausschließlich durch die Brille der Häuserin des Pfarrers, die sich darüber ausläßt, daß Kinder in Lager gehen "weg von die Eltern, damit sie Fackereien machen können! Mit ihre fackischen Turnhosen!" (S.34)

'Euthanasie'

Die Figur des Toni, des geistig behinderten Sohns des Ortsgruppenleiters, der zuerst zwangssterilisiert und dann von einem Arzt mit einer Spritze getötet wird (10. Bild), steht stellvertretend für eine Gruppe von Opfern des Nationalsozialismus, die zynisch als 'lebensunwertes Leben' bezeichnet wurde. Durch die Erweiterung des Personeninventars gegenüber dem historischen Fall Gomperz und die Zusammenführung der verschiedenen Opferfiguren im 9. Bild bei ihrer Verhaftung findet die nationalsozialistische Ausgrenzungs- und Ausrottungspolitik in Mitterers Tiroler Bühnendorf ihren verdichteten Ausdruck: Adler und der Pfarrer werden mit denselben Handschellen aneinandergekettet, die Gestapomänner holen dann mit den Abgeführten Toni ab. Das Typische, das Exemplarische steht im Vordergrund.

Mittäterschaft

Das zentrale Thema der "Anderen"[19], der Außenseiter und Ausgestoßenen, der Mechanismen ihrer Stigmatisierung und der Beweggründe für ihre Ausgrenzung, zieht sich durch Mitterers Bühnenwerke seit seinem ersten erfolgreichen Stück "Kein Platz für Idioten". In der – neben dem Opfer Adler – zentralen Figur des Bürgermeisters, der unabhängig von wechselnden politischen Verhältnissen von der Ersten Republik über den 'Ständestaat' und den Nationalsozialismus bis in die Zweite Republik seine Position behält, wird opportunistisches Verhalten, das aus materiellem Eigeninteresse erwächst, angeprangert. Im Herbst 1933 gibt er dem illegalen Nationalsozialisten Hopfgartner auf dessen Aufforderung hin, "ein Bekenntnis" zur NSDAP abzulegen, zu bedenken: "I kann euch doch viel mehr helfen, wenn i absolut und ohne

17) Ernst Hanisch: Ein Versuch, den Nationalsozialismus zu "verstehen". In: Anton Pelinka u. Erika Weinzierl (Hrsg.): Das große Tabu. Österreichs Umgang mit seiner Vergangenheit. Wien 1987, S.155.

18) Die NSDAP war auch in Österreich von ihrer Mitgliederschaft her "ausgesprochen generationenspezifisch ('Jugendprotest')". Vgl. Gerhard Botz: Quantitative Analyse der Sozial- und Altersstruktur der österreichischen NSDAP-Mitglieder (1926-1945). In: Austriaca (Rouen) H.26, 1988, S.68.

19) Mitterer (Anm.3), S.91.

Zweifel kohlschwarz bin!" (S.14) Gleichzeitig verrät er Adlers Sohn und – aus Ungeschicklichkeit – auch seinen eigenen, die am Berghang mit Fackeln ein Hakenkreuz gesteckt und in den Pfarrhof einen Böller geworfen haben, an die Kripo, um sich im Sinne des 'Ständestaats' beliebt zu machen. Und nach der Verhaftung Adlers, des Pfarrers und Tonis 1942 murmelt er zufrieden: "Endlich! Jetzt is a Ruah!" (S.81)

Die Kritik am Opportunismus der Mitläufer und Mitmacher wird verstärkt durch negativ gezeichnete Nebenfiguren und den Schluß des Stücks. Die zwei Kripobeamten, die im 1. Bild 1933 illegale Nazis verhaften, funktionieren nach 1938 als Gestapomänner für den Nationalsozialismus. Die zwei Heimwehrmänner, die am Anfang des Stücks noch Jagd auf illegale Nazis machen, inszenieren auf Weisung des NSDAP-Ortsgruppenleiters eine um einen Tag verspätete 'Reichskristallnacht' im Ort.

Durch eine geschickte Regieanweisung spendet das Publikum im letzten Bild unfreiwillig dem Bürgermeister, dem Inbegriff des Mitläufertums, Beifall, wird zu seinem Komplizen gemacht: Nach dem vermeintlichen Schlußvorhang tritt der Bürgermeister im "Trachtenanzug mit rotweiß-roter Binde" auf und fordert in dieser Rede kurz nach Kriegsende seine Zuhörer auf zum "Vergessen" "dieser schweren Zeit" von "Haß und Streit und Mißgunst in unserem Dorf" als Voraussetzung für den "Wiederaufbau". Als Rechtfertigung für die Involvierung vieler Österreicher in den Nationalsozialismus bringt der Bürgermeister gängige Entschuldigungsformeln: Sich selbst als NS-Funktionsträger versucht er reinzuwaschen, indem er darauf verweist, "daß ich vielen geholfen habe, in dieser schweren Zeit". Der Kampf auf seiten des Nationalsozialismus wird als soldatische Pflichterfüllung gesehen, und Verbrechen werden mit der Kriegssituation gerechtfertigt. Mit dem Verführungsargument erfährt schließlich jede Parteinahme für den Nationalsozialismus ihre Legitimation:

> keiner von uns wußte, daß wir von einem Wahnsinnigen angeführt wurden! Alle, alle wurden wir mißbraucht; ausgenützt hat man unsere edelsten Gefühle, ausgenützt hat man unseren Idealismus, unseren Glauben, unsere Treue! (S.85)

Diese Rechtfertigungsversuche demaskieren sich im Stück implizit als formelhafte Stehsätze aus dem allgemeinen Rechtfertigungsdiskurs nach 1945.[20] Denn die tatsächlichen Handlungen und Äußerungen der betreffenden Figuren – das aktive Betreiben der nationalsozialistischen Machtübernahme durch "die wichtigsten Leut im Dorf" (S.14) – sprechen eine andere Sprache. Damit erscheinen die Österreicher nicht nur als Opfer der vorgeführten Ausgrenzungs- und Vernichtungspolitik des Nationalsozialismus, sondern auch als Mittäter, die zunächst selbst in nicht geringem Maße den 'Anschluß' von innen her kräftig vorangetrieben und dann das Regime aktiv unterstützt oder passiv geduldet haben.

Diese Einschätzung einer hausgemachten Verantwortlichkeit für den Nationalsozialismus in Österreich wird mit den Mitteln eines Volksstückes transportiert. "Kein schöner Land", das in geglättetem Tiroler Dialekt geschrieben ist, steht in der Tradition des kritischen Volksstücks, worauf bereits der Titel – bei dieser Thematik – hinweist. Versatzstücke aus Volksstücken – wie Auseinandersetzungen um Besitztümer, Verwicklungen um Heirat oder außereheliche Kinder und die Figur des 'Dorftrottels' – erscheinen in verfremdeter, vor allem durch die alle Lebensbereiche durchdringenden politischen Verhältnisse bestimmter Form: Der Bürgermeister versucht, sich den 'jüdischen' Besitz als Arisierungsgewinnler anzueignen; die Heirat der Tochter Adlers mit dem Sohn des Bürgermeisters ist gefährdet wegen ihrer nicht 'rein arischen'

20) Zur Problematik der Rechtfertigung von Sympathien gegenüber dem Nationalsozialismus vgl.: Benedikt Erhard u. Bernhard Natter: "Wir waren ja alle arbeitslos". NS-Sympathisanten deuten ihre Motive. In: Albrich/Eisterer/Steininger (Anm.6), bes. S.557ff.

Abstammung; die 'arische' Frau Adlers deklariert ihre Kinder als Folge von Seitensprüngen und heiratet den Ortsgruppenleiter, um ihre und ihrer Kinder Haut zu retten (den Hintergrund dafür bildet die Tatsache, daß das Ehepaar Gomperz mit der Notlüge, die beiden Söhne seien 'rein arischer' Abstammung, versuchte, deren Leben zu retten); der geistig behinderte Sohn des Ortsgruppenleiters, der eine SA-Uniform trägt, demaskiert unfreiwillig immer wieder seinen Vater, indem er ihn nachäfft – die ohnehin zwiespältige Komik weicht allerdings endgültig dem Schrecken, als er als 'lebensunwertes Leben' ermordet wird.

Bühnenrealismus

Mitterer versucht, sich dem Phänomen Faschismus mit realistischen Mitteln zu nähern. Durch den 'authentischen' Stoff, den chronologischen Handlungsverlauf und die realistische Bühnenausstattung wird beim Zuschauer die Fiktion erzeugt, Zeuge einer ungebrochenen 'Wirklichkeit' zu sein, ein Geschehen ohne Leerstellen vor sich zu haben.

Dabei sind allerdings auch deutliche didaktische Tendenzen spürbar, die den Oberflächenrealismus konterkarieren. Fast jeder Person, auch den Nebenfiguren, ist eine didaktisch angelegte Vorzeigefunktion zuzuordnen, die im Extremfall so weit geht, daß Figuren – eingebettet in einen 'realistischen' Dialog – selbst die historische Bedeutung ihrer Handlungsweisen interpretieren – als Sprachrohre des Autors. So liefert etwa der Pfarrer in einem Gespräch mit Adler, in dem er sich für seine Hetzpredigten gegen die Juden entschuldigt, sowohl eine Einschätzung der historischen Bedeutung dieser Tatsache als auch eine psychologische Erklärung für seinen Gesinnungswandel:

> i hab mitg'holfen, den Boden zu bereiten [für den Nationalsozialismus] (S.70)
> gegen Leut, die man nit kennt, is leicht schimpfen! Aber di kenn i! Und damit, i wollt ma's lang nit eingestehn, aber es is so, damit sind meine Vorurteile z'sammbrochen! (S.71)

Als ein weiteres Beispiel für die Didaktisierung der Figurensprache sei die 'Reichskristallnacht'-Szene angeführt: Bei der 'Befehlsausgabe' für die Ausschreitungen wird die bereits implizit deutlich gewordene historische Einschätzung des Ablaufs und der Akteure – nämlich die zentrale Planung des Pogroms durch die SS – durch einen Dialog des SA-Manns Erich und des Ortsgruppenleiters noch einmal allzu deutlich vorgenommen:

> ERICH: Sollen mir die kochende Volksseele spielen?
> HOPFGARTNER: Ja, i kann nit jetzt so auf die schnelle des ganze Dorf zum Kochen bringen! In Innsbruck war's auch die SS! (S.52)

Die belehrende Tendenz des Stücks bedingt auch, daß dem Typisieren ein zentraler Stellenwert zukommt. Allerdings läßt sich die Figurenkonstellation nicht auf ein Schwarz-Weiß-Schema reduzieren. Die späteren Opfer sind zunächst nicht als solche erkenntlich: Adler tritt 1933 aus Berechnung der illegalen NSDAP bei (entgegen dem historischen Vorbild Gomperz), der Pfarrer profiliert sich mit antisemitischen Predigten und Toni tritt in SA-Uniform auf. Sie haben einen (ungewollten) Anteil an den Bedingungen, die ihnen schließlich zum Verhängnis werden. Damit thematisiert Mitterer eine wichtige Voraussetzung für das Erstarken des Nationalsozialismus: mit anderen politischen Traditionen gemeinsame Ideologeme wie der latente Antisemitismus schwächten die politische Widerstandskraft gegen den Nationalsozialismus in der entscheidenden Anfangsphase bzw. stellten sogar Einstiegsfelder dar.

Die Bilder 10, 11 und 12, in denen die Ermordung der drei Opfer vorgeführt wird, zeigen die Grenzen eines Bühnenrealismus zur Darstellung des Phänomens Faschismus auf. In diesen Szenen wird der 'Realismus' von "Kein schöner Land" zwangsläufig brüchig.[21] Das realistische Bühnenbild weicht einem stilisierten Setting ("Die Bühne ist schwarz und leer"), in dem die Morde aber jeweils in realistischer Weise vorgeführt werden. Besonders deutlich ist die Schwierigkeit, die Greuel des Faschismus 'realistisch' auf die Bühne zu bringen, in der Szene, in der Adlers Sohn, der mittlerweile SS-Aufseher ist, seinen Vater im KZ als Häftling trifft, umarmt, ihn und dann sich selbst erschießt (der historische Hintergrund für diese Szene ist die Tatsache, daß beide Söhne Gomperz' bei der Waffen-SS waren und der ältere sich 1966 selbst tötete). Eine solche Darstellung birgt die Gefahr in sich, daß das exemplarisch Gemeinte zum melodramatischen Einzelfall verkommt, allgemeinere Verhältnisse nicht mehr im 'Subjektiven' durchscheinen und dadurch der Nationalsozialismus gerade nicht in seiner charakteristischen Systematik massenhaften Mordes erscheint: nämlich der Anonymisierung des Tötungsvorgangs. So werden zwar die Stufen der Ausgrenzung auf der Phänomenebene am Einzelfall gezeigt, aber deren Mechanismen und Bedeutung bleiben trotzdem im dunkeln. Der systematische Massenmord an als 'rassisch' bzw. 'biologisch' 'minderwertig' definierten Menschen, an wirklichen und vermeintlichen Gegnern des Regimes konnte eine Akzeptanz in der Bevölkerung nur dadurch erreichen: daß die Opfer außerhalb der unmittelbaren Wahrnehmung der anderen Durchschnittsbürger ermordet wurden; daß die Befehlsgeber räumlich und emotional vom Leid der Opfer getrennt waren; daß auch in der konkreten Ausführung des Massenmordes durch ein hohes Maß an Arbeitsteilung, durch die strikte Einbindung in eine Befehlshierarchie, jeweils nur Teilverantwortlichkeiten zum Tragen kamen, die – für das Funktionieren der Tötungsmaschinerie bedrohliche – Schuldgefühle gering hielten und den 'Befehlsnotstand' zum Ausweg einer persönlichen Rechtfertigung werden ließen.[22] Gerade solche Mechanismen, die für ein strukturelles Faschismusverständnis wichtig sind, geraten durch die Darstellungsart aus dem Blick. Die Frage, die zum Beispiel in den Diskussionen rund um Rolf Hochhuths Bühnenstück "Der Stellvertreter" immer wieder kritisch gestellt wurde, nämlich: 'Kann man Auschwitz auf die Bühne bringen?', ist nicht nur eine nach formalen Verfahrensweisen. Es ist die Frage, ob Realismus in diesem Fall nicht gerade das Gegenteil von dem bewirken kann, was er bezweckt: eine Verharmlosung durch Personalisierung statt einer Erhellung von Zusammenhängen.

21) Das könnte ein Grund dafür sein, warum bei der Aufführung des Stückes im Wiener Volkstheater gerade diese Szenen gestrichen wurden. Vgl. z.B. die Rezensionen von Renate Wagner im "Neuen Volksblatt" und von Kurt Kahl im "Kurier" vom 16. Februar 1988.

22) Vgl. Botz (Anm.4), S.45.

Trakl-Lektüre aufgefunden

In "Erinnerung an Georg Trakl" (Innsbruck 1926, S.156-165) berichtet Ludwig v. Ficker über seinen Besuch Trakls im Garnisonsspital Krakau von Ende Oktober 1914 (unter dem Titel "Der Abschied" in Fickers "Denkzettel und Danksagungen" 1967 wiederveröffentlicht): Trakl habe ihm seine jüngsten (und letzten) Gedichte, "Klage" und "Grodek", vorgelesen und sie ihm dann für den "Brenner" versprochen.

> Dann griff er nach einem Reclam-Bändchen, das auf dem Nachtkästchen lag, und reichte es mir: "Kennen Sie das?" Ich verneinte; es waren die Gedichte von Johann Christian Günther. "Auch ich kannte ihn nicht," bemerkte Trakl, "aber er ist es wert, daß man ihn kennt, gerade heute in Deutschland kennt; ja: wert, daß man sich seiner erinnert und ihn nicht vergißt... Obschon," fügte er nach kurzem Nachsinnen hinzu, "– ja, das muß man sagen – manche seiner Verse von einer Herbheit sind, die kaum mehr erträglich und auch kaum mehr gerecht ist... Erlauben Sie!" Er nahm das Bändchen, an dem nur die letzten Seiten aufgeschnitten waren, aus meiner Hand, blätterte auf: "Es sind die bittersten Verse, die ein deutscher Dichter geschrieben hat – hören Sie!"

Dann habe Trakl die letzte Strophe des Gedichts "An sein Vaterland" vorgelesen, wobei er die letzten Verse ("Hier fliegt dein Staub von meinen Füßen,/ Ich mag von dir nichts mehr genießen,/ Sogar nicht diesen Mund voll Luft") auswendig wiederholt habe ("als wollte er ihre Bitterkeit ganz auskosten", wie Ficker schreibt). Schließlich habe er das für ihn "schönste und bedeutendste" Gedicht Günthers vorgelesen, "Bußgedanken" (mit dem letzten Vers "Oft ist ein guter Tod der beste Lebenslauf"), wobei er darauf hingewiesen habe, daß Günther jung gestorben sei, mit 27 Jahren.

Dieses Reclam-Bändchen wurde vor kurzem im Nachlaß Fickers aufgefunden; wahrscheinlich hat Trakl es ihm beim Abschied persönlich überreicht. Es handelt sich dabei um folgende Ausgabe: Gedichte von Johann Christian Günther. Hrsg. v. Berthold Litzmann. Mit Günthers Bildniß. Leipzig: Philipp Reclam jun. o.J. (= Universal-Bibliothek 1295/1296). Das mir vorliegende Exemplar trägt einen – kaum mehr leserlichen – Stempel einer polnischen Buchhandlung in Krakau. Die Autopsie bestätigt den Bericht Fickers – abgesehen davon, daß nicht nur die letzten Seiten (S.173-184) aufgeschnitten sind, sondern auch die ersten (S.1-32), die die biographische Einleitung enthalten; zweifellos waren sie auch schon im Oktober 1914 aufgeschnitten, da Trakl sein Wissen um den in jungen Jahren erfolgten Tod Günthers wohl aus der Einleitung genommen hat, in der nachdrücklich darauf hingewiesen wird (S.7). Außerdem ist festzustellen, daß Ficker aus Günthers Gedichten äußerst korrekt (bis ins Schriftbild hinein) zitiert hat – nur die s-Schreibung in "Ärgerniß" hat er modernisiert.

Dieser Fund bringt aber darüber hinaus die bemerkenswerte Erkenntnis, daß Trakl es nicht der Mühe wert gefunden hat, das ganze Bändchen aufzuschneiden, um alle Gedichte dieses von ihm angeblich so geschätzten Dichters zu lesen. Und doch – womöglich hat sich Trakl auch von Günther literarisch anregen lassen: Der Wunsch nach einer Änderung im Gedicht "Traum des Bösen", dessen 1.Fassung Trakl in seinem "Gedichte"-Band vorgelegen sein wird, hat ihn veranlaßt, Ficker in seinem letzten Brief (27.10.1914) die letzte autorisierte Fassung zu übermitteln – wohl für alle künftigen Ausgaben, gleichsam als letzter Wille. Und zwar sollte der 1.Vers der 1.Strophe nicht mehr "Verhallend eines Gongs braungoldne Klänge" lauten, sondern

"Verhallend eines Sterbeglöckchens Klänge". – In Günthers "Bußgedanken" heißt es: "Das Ohr klingt fort und für und läutet mir zu Grabe" (V.52). Wenige Tage nach Fickers Abschied, kurz nach dieser Änderung des Gedichts "Traum des Bösen", verübte Trakl Selbstmord – noch nicht ganz 28 Jahre alt. Ist es vermessen, das in einen Zusammenhang zu bringen mit einem Absatz aus der Biographie Günthers, in dem von dessen frühem Tod die Rede ist?

> Ferner trifft Günther das Loos der junggestorbenen Dichter, er starb in der Blüte seiner Jahre, noch nicht ganz 28 Jahre alt, gerade in dem Augenblick, wo sein künstlerisches Wollen mit seinem Können zusammenfiel, wo er an der Schwelle der Meisterschaft stand. Es wird aber diese Grausamkeit des Schicksals aufgewogen durch eine Gabe, die es allen so jäh aus der Fülle des Schaffens Hinweggerissenen, spendet: die Gabe ewiger Jugend. Es ist nicht nur das tiefe Mitleid über ihr frühes Scheiden, daß[!] jene von jeher zu Lieblingen des Volkes gemacht hat, nein es ist etwas mehr, es ist der ewige Frühling, der in ihrer Poesie herrscht, der uns stets von neuem entzückt; freilich fehlt ihnen die Zeit der Blüte, und die Zeit der gereiften Früchte, aber dafür sind sie auch verschont und bewahrt vor dem Fluch des Absterbens, Verwelkens, des Versiegens der treibenden Kraft. Was sie noch hätten leisten können, malt die geschäftige Phantasie liebevoll sich aus, aber nur die Vorstellung, daß auch ihre Kraft einmal lahm werden könne, existirt nicht: sie altern nie.
>
> E.S.

Unbekannte Dokumente zu Georg Trakl aufgefunden

Im Zuge seiner Recherchen über Georg Trakl, die er für seinen Trakl-Film "Hinter dem dunklen Spiegel" (hergestellt für ARD und Film in Wissenschaft und Unterricht 1987) anstellte, stieß Christian Bauer Ende 1986 im Österreichischen Staatsarchiv/Kriegsarchiv in Wien auf unbekannte Dokumente zu Georg Trakl. Diesen Fund wollte er selbst als erster der Öffentlichkeit präsentieren und hätte dies spätestens in den "Mitteilungen aus dem Brenner-Archiv" Nr.6/1987 tun sollen; dazu ist es jedoch leider nicht gekommen. Daher möchte ich diese Aufgabe übernehmen, zumal eigene Recherchen noch andere Dokumente zutage gefördert und weitere Aufschlüsse erbracht haben. Hier sei den Beamten des Österr. Staatsarchivs/Kriegsarchivs sowohl für die Hilfsbereitschaft als auch für die Erlaubnis zur Veröffentlichung der bei ihnen verwahrten Dokumente herzlich gedankt.

Es handelt sich dabei vor allem um die sog. "Makularpare" und "Reinpare" der Qualifikationsliste Georg Trakls (siehe Faksimiles auf den Seiten 60-65). Das sind Dienstbeschreibungen der Offiziere der k.u.k. Armee Österreich-Ungarns, die alljährlich im Herbst von den Vorgesetzten im lokalen Bereich vorgenommen bzw. ergänzt wurden; "Makularpare" hatten Konzeptcharakter und verblieben beim jeweiligen Truppenkörper, während "Reinpare" als Reinschrift an das Kriegsministerium weitergeleitet wurden. Die Eintragungen in Trakls "Makularpare" stammen von seinem Vorgesetzten in Wien, Mag. Adolf Schwarz, Mil.-Medikamentenoberoffizial, Vorstand der Apotheke des Garnisonsspitals Nr.2 in Wien, der im Herbst 1911 (wohl bald nach dem 15.10., als Trakl seine Tätigkeit in der Apotheke Zum weissen Engel in Salzburg aufnahm) seine Qualifizierungen vornahm. Diese Eintragungen wurden dann auf das Dokument "Reinpare" übertragen und dort hinsichtlich der Fakten stets auf den neuesten Stand gebracht. Die Qualifikationen darauf stammen von seinem Vorgesetzten in Innsbruck, Mag. Ludwig Schasching, Mil.-Medikamentenoberoffizial, Vorstand der Apotheke des Garnisonsspitals Nr.10 in Innsbruck. Die Qualifikation durch Schwarz ("Für den Berufsstand 'sehr gut geeignet'") diente dann der positiven Erledigung von Trakls (am 20.12.1911 erfolgten) Gesuch

Fasz. 3016 9

Makularpare.

Truppenkörper: K. u. k. Garnisonsspital Nr. ~~2 in Wien~~ 10 in Innsbruck

Name: Georg Trakl, Magister der Pharmazie

Charge, Rang: Militärmedikamentenakzessist in der Reserve ~~der k. k. Landwehr~~ [illegible] 1911 [illegible]

Geboren: am 3. Februar 1887 zu Salzburg, Salzburg

Heimatberechtigt: Salzburg, Salzburg Religion: evangelisch

Persönliche Verhältnisse, Erziehung und Studien vor dem Eintritt in das k. u. k. Heer: Sohn eines Kaufmanns, hat 7 Gymnasialklassen absolviert, im Jahre 1910 an der Universität in Wien [illegible] der Pharmazie [illegible]

Wann und wie in das k. u. k. Heer eingetreten: am [illegible] 1908 als [illegible] Pharmazeut auf 1 Jahr in die k. k. Landwehr assentiert, aktiviert am 1. Oktober 1912 [illegible] zur Apotheke d. Garnisonsspitals Nr. 10 in Innsbruck; beeidet am 5. Oktober 1912 beim Garnisonsspital Nr. 10

Später absolvierte Schulen u. dgl.:

Gesamtdienstzeit.

Ende August des Jahres	Effektive Dienstzeit Jahre	Monate	Tage	Erhöht anzurechnende Dienstzeit Jahre	Monate	Feldzugsjahre	Anrechnungsfähige Gesamtdienstzeit Jahre	Monate	Tage	Ende August des Jahres	Effektive Dienstzeit Jahre	Monate	Tage	Erhöht anzurechnende Dienstzeit Jahre	Monate	Feldzugsjahre	Anrechnungsfähige Gesamtdienstzeit Jahre	Monate	Tage
1911	.	11	.	.	.	.	.	11	.										
1912	1	5½					1	.	.										

Inländische Dekorationen, dann Belobungen

für Verdienste im Kriege	für Verdienste im Frieden

Befördert, transferiert, übersetzt u. dgl.: Charge	Veränderung	(Jahr, Monat, Tag)		Dienstliche Verwendungen	Ständiger Garnisonsort von bis	Ort
Einj. frw. Pharmazeut	eingetreten	1910 1/10	1910 bis 1911	bei der Apotheke des Garnisonsspitals Nr. 2 in Wien den Einj. Präsenzdienst	1/10. 1910 bis 30/9. 1911	Wien
Einj. frw. Pharmazeut Titular-gefreiter	befördert	1911 1/4				
Einj. frw. Pharmazeut Titular-korporal	befördert	1911 1/7				
	übersetzt	1911 30/9		in das nichtaktive Verhältnis der k. k. Landwehr, nach Ableistung des Einj. freiw. Präsenzdienstes		
Landwehr-Medikamenten-akzessist nichtaktiv	ernannt (P. V. Bl. Nr. 41/24)	1911 1/12		in der Standesevidenz des k. k. Landwehrinfanterieregiments Linz Nr. 2		
	[illegible] Abt. 14 Nr. 517	1912 1/4		zur 6 monatlichen Probedienstleistung bei der Apotheke d. Garnisonsspitals Nr. 10 in Innsbruck:	1/4 1912 bis 30/11. 1912	Innsbruck
	übersetzt V. Bl. für die k. k. Landwehr Nr. 35 ex 1912	1912 1/10		im Einvernehmen mit dem k. u. k. Kriegsministerium in den Aktivstand d. k. u. k. Heeres als Medikamentenakzessist beim k. u. k. Garnisonsspital Nr. 10 in Innsbruck		
k. u. k. Akzessist	übersetzt P. V. B. Nr. 43	1912 30/11.		in die Reserve übersetzt behufs Übertritt in den Zivilstaatsdienst:		

Befördert, transferiert, übersetzt u. dgl., dienstliche Verwendungen, ständiger Garnisonsort					
Beförderl, transferiert, übersetzt u. dgl.			Dienstliche Verwendungen	Ständiger Garnisonsort	
Charge	Veränderung	(Jahr, Monat, Tag)		von bis	Ort

Feldzüge, mitgemachte feindliche Affären (Schlachten, Gefechte etc.) und Benehmen vor dem Feinde

STAATSARCHIV II WIEN VII. Stiftgasse 2 KRIEGSARCHIV

Besondere Kenntnisse und Geschicklichkeiten	Länderkenntnisse
	Niederösterreich und Salzburg durch längeren Aufenthalt in diesen Ländern. Tirol [illegible] garnisoniert

Ausländische Dekorationen

Lag.-Nr. 1848. – K. Bogen.

1	Jahrgang	1911
2	Charge	Landwehrmedikamentenakzessist, nicht aktiv
3	Sprachkenntnisse	Deutsch vollkommen
4	Privatverhältnisse	ledig, besitzt kein Privatvermögen, finanziell geordnet, ist als Magister in einer öffentlichen Apotheke angestellt. Einkommen zirka 200 bis 300 Kronen monatlich
5	Gesundheitsverhältnisse, Kriegsdiensttauglichkeit	gesund und kriegsdiensttauglich
6	Kurze Charakteristik	ist von mittlerer, kräftiger Statur, geistig sehr begabt, besitzt einen festen Charakter, ist sehr fleißig, sehr ordnungsliebend und sehr verläßlich, vorzüglich verwendbar, ist kameradschaftlich, verkehrt in guter Gesellschaft.
7	Eignung zur Erziehung, Leitung und Beurteilung der Untergebenen	vorzüglich geeignet
8	Eignung für ein Truppen- (selbständiges) Kommando	infolge seiner kürzeren Dienstzeit dermalen nicht geeignet
9	Eignung für Spezialdienste auf Grund besonderer Ausbildung oder früherer Verwendung	—
10	Anmerkung	nach ganzer Individualität ein sehr brauchbarer Medikamentenbeamter Gesamterfolg der Truppendienstleistung „sehr gut“ für den Kriegsstand(?) sehr gut geeignet.
11	Qualifikation zur Beförderung	in der Rangtour
	Unterschrift der Verfasser	Mr. Rudolf Schwarz(?) k.u.k. Militär-Medikamentenoberoffizial Vorstand der Apotheke des Garnisonsspitals Nr. 2 in Wien.

Reinpare.

Truppenkörper: K. u. k. Garnisonsspital Nr 10 Innsbruck ~~in Wien~~

Name: Georg Trakl, Magister der Pharmazie [illegible] 1911

Charge, Rang: Militär-Medikamentenakzessist ~~in der k.k. Landwehr~~, [illegible] in der Reserve 30/11 1912 ~~[illegible] 12. 1911, Rang [illegible]~~

Geboren: am 3. Februar 1887 zu Salzburg, Salzburg

Heimatberechtigt: Salzburg, Salzburg **Religion:** evangelisch

Persönliche Verhältnisse, Erziehung und Studien vor dem Eintritt in das k. u. k. Heer: Hat an einem Staatsgymnasium 7 Gymnasialklassen absolviert, im Jahre 1910 an der Universität in Wien den Grad eines Magisters der Pharmazie erlangt; ~~[illegible]~~ sodann Adjunkt in Salzburg

Wann und wie in das k. u. k. Heer eingetreten: am 27 April 1908 als Einjährig-freiw. Pharmazeut auf 1 Jahr in die k.k. Landwehr assentiert; aktiviert am 1. Oktober 1912 bei Zuteilung zur Apotheke des Garnisonsspitals Nr 10 in Innsbruck; beeidet am 5. Oktober 1912 beim Garnisonsspital Nr 10

Später absolvierte Schulen u. dgl.:

Gesamtdienstzeit.

Ende August des Jahres	Effektive Dienstzeit			Erhöht anzurechnende Dienstzeit		Feldzugsjahre	Anrechnungsfähige Gesamtdienstzeit			Ende August des Jahres	Effektive Dienstzeit			Erhöht anzurechnende Dienstzeit		Feldzugsjahre	Anrechnungsfähige Gesamtdienstzeit		
	Jahre	Monate	Tage	Jahre	Monate		Jahre	Monate	Tage		Jahre	Monate	Tage	Jahre	Monate		Jahre	Monate	Tage
1911		11	.	.	~~[illegible]~~	.	.	11	.										
1912	1	5	.	.	.	.	1	5	.										

KRIEGSARCHIV WIEN VII. S. 2

Inländische Dekorationen, dann Belobungen.

für Verdienste im	
Kriege	Frieden

Lager-Nr. 748. Reinpare. — [illegible]

KRIEGSARCHIV WIEN

Befördert, transferiert, übersetzt u. dgl., dienstliche Verwendungen, ständiger Garnisonsort

Befördert, transferiert, übersetzt u. dgl.			Dienstliche Verwendungen	Ständiger Garnisonsort	
Charge	Veränderung	(Jahr, Monat, Tag)		von bis	Ort
Einj. freiw. [illegible]	angestellt	1910 1/10	bei der Apotheke des Garnisonsspitals Nr. 2 in Wien den Einjährig-freiwilligen Präsenzdienst.	1/10 1910 bis 30/9. 1911	Wien
titular Gefreiter	befördert	1911 1/1			
titular Korporal	befördert	1911 1/4			
	übersetzt	1911 30/9	in das nichtaktive Verhältnis der k. k. Landwehr nach Ableistung des Einjährig-freiw. Präsenzdienstes.		
Landwehr-Medikamentenakzessist [illegible]	ernannt V. Bl. Nr. 48 L.W.	1911 1/12	in der Standesevidenz des k. k. Landwehrinfanterieregiments Linz Nr. 2.		
	transferiert K. k. Bef. Allg. 14 Nr. 517	1912 1/4	zur 6monatlichen Probedienstleistung bei der Apotheke des Garnisonsspitals Nr. 10 in Innsbruck.	1/4 1912 bis 30/11. 1912	Innsbruck
	übersetzt V. Bl. f. d. k. k. Landw. Nr. 35 ex 1912	1912 1/10	im Einvernehmen mit dem k. u. k. K. M. in den Aktivstand des k. u. k. Heeres als [illegible] Mil.-Medik. Beamter beim k. u. k. Garnisonsspital Nr. 10 in Innsbruck		
M. M. Akzessist	übersetzt V. V. B. Nr. 43	1912 30/11.	in die Reserve behufs Übertritt in den Zivil-Staatsdienst.		

Befördert, transferiert, übersetzt u. dgl., dienstliche Verwendungen, ständiger Garnisonsort

Befördert, transferiert, übersetzt u. dgl.			Dienstliche Verwendungen	Ständiger Garnisonsort	
Charge	Veränderung	(Jahr, Monat, Tag)		von bis	Ort

Feldzüge, mitgemachte feindliche Affären (Schlachten, Gefechte etc.) und Benehmen vor dem Feinde

STAATSARCHIV II WIEN VII. Stiftgasse 2 KRIEGSARCHIV

Besondere Kenntnisse und Geschicklichkeiten	Länderkenntnisse
	Niederösterreich und Salzburg durch längeren Aufenthalt in diesen Ländern, Tirol, Mgf garnisonieren

Ausländische Dekorationen

Lag.-Nr. 1385. — 2. Bogen.

1	Jahrgang	1911 1912
2	Charge	Landw. Medikamentenakzessist, nicht aktiv [illegible]
3	Sprachkenntnisse	Deutsch vollkommen
4	Privatverhältnisse	ledig, besitzt kein Privatvermögen, finanziell geordnet, ist als Magister in einer öffentlichen Apotheke angestellt, Einkommen jährlich 200 bis 300 Kronen monatlich [illegible]
5	Gesundheitsverhältnisse, Kriegsdiensttauglichkeit	gesund und kriegsdiensttauglich [illegible]
6	Kurze Charakteristik	ist von mittlerer Körpergestalt, geistig sehr begabt, besitzt einen festen Charakter, ist sehr fleißig, höchst ordnungsliebend und gewissenhaft, verträglich, ist kameradschaftlich, verkehrt in guter Gesellschaft [illegible]
7	Eignung zur Erziehung, Leitung und Beurteilung der Untergebenen	vorzüglich geeignet
8	Eignung für ein Truppen- (selbständiges) Kommando	infolge seiner kurzen Dienstzeit derzeit nicht geeignet
9	Eignung für Spezialdienste auf Grund besonderer Ausbildung oder früherer Verwendung	—
10	Anmerkung	nach ganzer Individualität sehr brauchbarer Medikamentenbeamter [illegible] Gesamterfolg der Truppendienstleistung „sehr gut“ [illegible] für den Kriegsdienst sehr gut geeignet
11	Qualifikation zur Beförderung	in der Rangtour
Unterschrift der Verfasser		Mr. Adolf Schwarz m.p. k.u.k. Militärmedikamentenoberoffizial Vorstand der Apotheke d. Garnisonsspitals Nr. 2 in Wien [illegible]
Begutachtung		

um Aktivierung, sodaß (mit Erlaß vom 19.3.1912) seine Einberufung zur Ableistung des Probedienstes in Innsbruck mit 1.4.1912 genehmigt wurde (HKA II 674-677). Während Schwarz' Qualifikation in allen Punkten für Trakl zufriedenstellend ist, sind die Bemerkungen Schaschings, von denen sich einige direkt darauf beziehen, größtenteils abschätzig. Das ist verwunderlich, hat doch Schasching selbst in seinem Gutachten zur Aktivierung Trakls nach Ableistung des Probedienstes vom 29.8.1912 (HKA II 677f.) einige anerkennende Beurteilungen abgegeben (der Aspirant sei gesund, besitze leserliche Handschrift, sei geübter Maschinschreiber, habe offenen Charakter und taktvolles Benehmen, sei ruhig, bescheiden, entgegenkommend und arbeitsam) und die Aktivierung ausdrücklich empfohlen.

Hier seien Schaschings Bemerkungen auf dem Dokument "Reinpare" einzeln angeführt:
– Privatverhältnisse: gestrichen ist: "ist als Magister in einer öffentlichen Apotheke angestellt, Einkommen zirka 200 bis 300 Kronen monatlich", hinzugefügt ist: "privatisiert in der Heimatstadt".
– Gesundheitsverhältnisse, Kriegsdiensttauglichkeit: "gesund" ist mit einem Fragezeichen versehen, hinzugefügt ist: "großer Neurastheniker, leidet viel an Kopfschmerz".
– Kurze Charakteristik: die Bemerkungen "besitzt einen festen Charakter" und "ist sehr fleißig" sind mit Fragezeichen versehen; "sehr" ist bei "sehr ordnungsliebend" und "sehr verläßlich", "vorzüglich" bei "vorzüglich verwendbar" gestrichen; hinzugefügt ist: "Schauspieler – langsam und schwerfällig, folgt schwer oder garnicht, mindere Handschrift, unleserliche Ziffern, überprüft schlecht die Arbeiten, – die er wann immer möglich jemandem überträgt".
– Eignung zur Erziehung, Leitung und Beurteilung der Untergebenen: "vorzüglich" ist bei "vorzüglich geeignet" gestrichen.
– Eignung für ein Truppen- (selbständiges) Kommando: "nicht" ist bei "infolge seiner kurzen Dienstzeit dermalen nicht geeignet" dreifach unterstrichen.
– Anmerkung: "sehr" ist bei "nach ganzer Individualität ein sehr brauchbarer Medikamentenbeamter" gestrichen, die ganze Bemerkung ist mit einem Fragezeichen versehen und mit "ja Essig!" glossiert; die Bemerkung "Gesamterfolg der Praesenzdienstleistung 'sehr gut'" ist mit "freut mich!" glossiert; die Bemerkung "für den Berufsstand sehr gut geeignet" ist verändert in: "...ungeeignet".
– Qualifikation zur Beförderung: "in der Rangtour" ist gestrichen, hinzugefügt ist: "derzeit nicht".
– Unterschrift der Verfasser: hinzugefügt ist: "Scha" als Kürzel für Ludwig Schasching.

Wann hat Schasching diese Eintragungen gemacht? Wohl nicht vor dem 29.8.1912, da er zu dem Zeitpunkt Trakls Aktivierung noch empfahl. Auch nicht nach dem 18.3.1913, als Trakl sein Gesuch um Aktivierung als Rechnungskontrollbeamter beim Kriegsministerium einreichte, was am 16.4. an das Garnisonsspital Nr.10 in Innsbruck zur Instruierung weitergeleitet wurde (HKA II 707f.), wo es Schasching am 22.4. gegenzeichnete (in der HKA ausgelassen): zum einen weil diese Bitte nicht Trakls Befähigung als Medikamentenbeamter betraf und zum andern weil das Dokument "Reinpare" den Jahrgang "1912" verzeichnet und als letztes Datum den 30.11.1912 aufweist. Schaschings Bemerkung "privatisiert in der Heimatstadt" schränkt die Möglichkeiten weiter ein, da nur zwei Zeiträume dafür in Frage kommen: Einmal die Woche vom 29.9. bis 5.10.1912, in der Trakl in Salzburg Urlaub gemacht hat. Diesen Salzburgaufenthalt hat Zwerschina in seiner Diss. "Die Chronologie der Dichtungen Trakls", Innsbruck 1987, gegen die HKA angesetzt, und seine Argumente lassen sich sogar noch verstärken und erweitern. Denn Trakls Brief 33 (HKA I 490) kann als Beleg für seinen Urlaub in Salzburg angesehen werden, wenn man ihn – gegen die HKA – auf 6. oder 7.10.1912 datiert und damit vor Brief 32 reiht. Aber gerade Zwerschinas Annahme, Trakl habe vor Beendigung

seines Probedienstes Anspruch auf Urlaub gehabt, drängt die Frage auf, wieso Schasching nicht von "Urlaub", sondern von "Privatisieren" spricht.

Bleibt der zweite Zeitraum: Als Trakl von seiner Übersetzung in die Reserve erfuhr, reiste er nach Salzburg (um den 27.11.1912), wo er bis zum 8.12. blieb. Am 30.10. hatte Trakl sein Gesuch um Übersetzung in die Reserve eingereicht (HKA II 698), was von Schasching am selben Tag mit der Bemerkung versehen wurde: "Petent hat seiner Präsenzdienstpflicht entsprochen, und ist gegen denselben keine strafgerichtliche Untersuchung oder Voruntersuchung anhängig" (in der HKA ausgelassen). Die mit 30.11.1912 erfolgte Übersetzung in die Reserve (HKA II 701) wurde als letztes Datum in "Makularpare" bzw. "Reinpare" eingetragen. (Unklar bleibt, wieso Schaschings Qualifikation nicht reingeschrieben wurde [als "Reinpare"], sondern nur als eigenhändig verfaßtes Konzept vorliegt, das stellenweise den Charakter höchst privater Notizen hat.) Aus welchem Anlaß hat Schasching aber die Bemerkung "für den Berufsstand ungeeignet" gemacht? Wenn das als Warnung der Behörden bei einer nochmaligen Bewerbung Trakls um eine Stelle als Mil.-Medikamentenbeamter gedacht war, dann dürfte diese Bemerkung wie alle anderen Eintragungen Schaschings in den Tagen nach dem 27.11.1912 erfolgt sein. Denn es ist durchaus vorstellbar, daß Trakl ab dem Zeitpunkt, als er die sichere Stellung eines Beamten innehatte (1.10.1912), oder spätestens ab dem Zeitpunkt, als er die Stelle im Arbeitsministerium in Wien verliehen bekam (23.10.1912), sich nicht mehr darum bemühte, zumindest den Anschein eines 'normalen' Berufstätigen länger aufrechtzuerhalten.

Spiegelt sich Trakls Arbeitsfreude oder -frust vielleicht in seinen Briefen vom Herbst 1912? Um den 24.10. schreibt er an Ullmann (HKA I 490f.): "Viel Licht, viel Wärme und einen ruhigen Strand, darauf zu wohnen, ich brauchte nicht mehr, um ein schöner Engel zu werden; allerdings ist es traurig, wenn man dann einen schlechten Witz mit sich macht und k. u. k. Militär-Medikamentenakzessist wird." Ende Oktober/Anfang November schreibt er an Buschbeck (HKA I 491), er "habe sehr viel Arbeit zu erledigen"; und Anfang November noch einmal an Buschbeck (HKA I 492): "Ich sitze im Dienst; Arbeit, Arbeit – keine Zeit [zum Ordnen seiner Gedichte] – es lebe der Krieg!" Aus Trakls Äußerungen darf man wohl schließen, daß er seine Arbeit als Militär-Medikamentenbeamter als Belästigung empfunden hat.

Das andere aufgefundene Dokument zu Trakl ist eine Parallele zum Haupt-Grundbuchblatt (HKA II 699-701) – mit dem Unterschied, daß es zusätzlich mit Eintragungen aus der Zeit nach dem 1.10.1912 versehen ist. Hier seien die wichtigsten angeführt:

Med. Akzessist in der Res.	übersetzt	1912 30/11	hiezu aus dem Präsenzstande. Aufenth.: Wien. [...]
	präsentiert	1914 5/8	zur aktiven Dienstleistung infolge Mobilisierung beim G.Spt Nr 10 Innsbruck. [...]
	gestorben	1914 3/11	in Krakau lt Todtenschein der Mil.Seelsorge d. G.Spit Nr 15 in Krakau, Nr 637 v. 2/1 1915. [...]

Zum Schluß sei der Frage nachgegangen, weshalb diese Dokumente nicht in der HKA enthalten sind. Im Vorwort zur 1.Aufl. (1969) statten die Herausgeber der HKA auch dem Österr. Staatsarchiv/Kriegsarchiv ihren Dank dafür ab, daß es sich ihnen "eröffnet" habe, "wie nicht zuletzt die Lebenschronik und die Dokumente zeigen" (HKA II 10). In ihren Vorbemerkungen zur 2.Aufl. (1987) heißt es: "Wir mußten die Ergänzungen daher auf das Notwendigste beschränken" (HKA II 831); dennoch ist unter den neuen "Dokumenten und Zeugnissen" auch ein dermaßen nichtssagendes wie der "Taufschein" (Dok.8a, mit einer einzigen – nämlich ortho-

graphischen – Änderung gegenüber dem Taufschein Dok.2, HKA II 637f.) wiedergegeben. Daraus folgt, daß die Herausgeber die hier vorgestellten Dokumente schon bei der Vorbereitung der 1.Aufl. gesehen oder eben übersehen haben müssen. Bei der Genauigkeit Szklenars ist es aber höchst unwahrscheinlich, daß er unter all den militärischen Dokumenten aus dem Kriegsarchiv gerade die beiden auffälligsten, "Makularpare" und "Reinpare", nicht bemerkt haben sollte. Der Verdacht, die abschätzigen Bemerkungen Schaschings könnten Szklenars Pietät verletzt und ihn zur Ignorierung dieser Dokumente veranlaßt haben, ist daher nicht von der Hand zu weisen.

E.S.

Karl Röcks autobiographischer Bericht über die Tage der Kraus-Vorlesung in Innsbruck am 14. Jänner 1914

Bisher unbeachtet geblieben, liegt im Forschungsinstitut "Brenner-Archiv" (Nachlaß Karl Röck) ein Konvolut, teils in gewöhnlicher Handschrift, teils in Gabelsberger Kurzschrift abgefaßt, in dem Karl Röck einen Überblick über seine Gedanken und Begegnungen während der Jahre 1912 bis anfangs Februar 1914 zusammenfaßt. Es handelt sich um 25 Blatt (davon 44 Seiten beschrieben), hauptsächlich mit roter und schwarzer Tinte aber auch mit Bleistift und blauem Farbstift beschrieben und in einen gefalteten Bogen eingelegt, auf dem Röck mit Schreibmaschine seine eigenen "Schriften Sommer 1912" verzeichnet hat. Der Großteil des Konvoluts stellt eine Art Inhaltsverzeichnis früherer Tagebuchaufzeichnungen dar, 2 Blätter (Seite 43-44) können als Teile dieses früheren Tagebuchs gelten. Dem Zeitraum vom November 1913 bis zum 17. Jänner 1914 (Seite 30-36) widmet Röck eine ausführlichere Darstellung. Es ist deutlich zu erkennen, daß er hier erstmals versucht hat, aufgrund früherer Tageseintragungen, möglicherweise auch "Wochenchroniken", eine zusammenhängende Geschehensdarstellung zu geben. Diese früheren Aufzeichnungen sind zum Teil greifbar und in dem von Christine Kofler herausgegebenen Tagebuch Röcks (Karl Röck: Tagebuch 1891-1946. Bd.1. Salzburg 1976 [= Brenner-Studien Sonderband 2]) sowie in den von Hans Szklenar veröffentlichten Teilen des Tagebuchs (Beiträge zur Chronologie und Anordnung von Georg Trakls Gedichten aufgrund des Nachlasses von Karl Röck. In: Euphorion 60, 1966, S.222-262) nachzulesen. – "Am nächsten Tag aber zeigte er, in Maschinschrift in violett geschrieben, 'Traum und Umnachtung' .. Eindruck ..", heißt es im neu aufgefundenen Text unter Bezugnahme auf den 16.1.1914. Der "Eindruck" ist bei Szklenar (S.232) geschildert: "Dann kommt Trakl und zeigt mir in violetter Maschinschrift sein 'Traum und Umnachtung'. Erschüttert und betroffen, das Gefühl des übergroßen, überschönen Lebens neben mir. Hiob, Blick in seine Augen unsagbar ... Herumgegangen wie gebannt ... Konnte nicht arbeiten." So oder ähnlich sollte also im vorliegenden Text Fehlendes nachgetragen werden. Es wäre wohl an allen jenen Stellen geschehen, wo Sätze nicht voll ausgeschrieben und Auslassungen von Röck durch Punkte kenntlich gemacht worden sind. Zu einer weiteren Ausführung des Textes ist es jedoch nach bisheriger Ermittlung nicht gekommen. Die Episode, wonach Röcks Mutter den schlafenden Trakl für möglicherweise tot gehalten hat, ist ohne Angabe der Quelle und ohne Bezug auf Röck auch bei Mahrholdt (Erinnerung an Georg Trakl. Salzburg ^{3}1966, S.46) überliefert, dem Röck sie wohl mündlich mitgeteilt hat.

Der letzte Absatz des hier veröffentlichten Ausschnittes aus dem Konvolut läßt erkennen, daß dieser Versuch einer ersten zusammenhängenden Darstellung am Sonntag den 17. Jänner 1915, also genau ein Jahr nach den geschilderten Begebenheiten unternommen wurde. – Die vorliegende Veröffentlichung läßt zwei Teile erkennen: Am Beginn eine kurze Vorausschau auf das, was unmittelbar darauf in aller Ausführlichkeit dargestellt werden sollte; dann setzt der ausführliche Text mit der Darstellung der Kraus-Veranstaltung ein.

Die Transkription erfolgt einschließlich aller Fehler, Streichungen und Korrekturen von Röcks Hand. Auslassungen infolge Unleserlichkeit und versuchsweise Ergänzungen sind durch eckige Klammern gekennzeichnet.

Ich danke meinem Vater, Hofrat Dr. Anton Methlagl, dafür, daß er sich eigens in die sehr eigenwillige Röcksche Kurzschrift eingelesen und damit diese wichtige Erstveröffentlichung ermöglicht hat.

W.M.

Nun Schilderung der Krauszusammenkunft
Dr. Limbach (Steurer und Peter)
In der Krone ... ~~Trakl bei mir übernachtend (nach der Nacht mit Dallago?)~~
Nächster Tag (wie ich müde war), dann aus dem Amt ging ins Lehner, dann den Abschied erleichterte.) Dann Abend mit Dallago im Delevo (Würtele etc. Streit über Wissenschaft und Forschung. Beim Lehner weiter gestritten ... (Mit Trakl und Peter noch in das Bahnhofsrestaurant und Trakl übernachtet dann bei mir)
Im Amt dann am nächsten Tag über
Forscher und Dichter Beilage III
Desgleichen noch mehr am Nachmittag im Amt;
sehr produktiv: "
Idee wahrer Eschatologie ... "
Mittlerweile am 16. Nachmittag Trakls Hiobsdichtg "
Eindruck (hernach mit ihm im Kino) "
Wie ich mich mit diesen geistigen Wehen im Amt befand: "
[S.33]
Auch der Jänner zwang mich ~~wieder~~ schließlich doch auch wieder um den Brenner zu schwingen, ~~am 14.I.~~ dann fand wieder wie nun schon zum drittenmale im Jänner, ein Krausabend statt: am 14.I. Ich zwar war diesesmal entschlossen, mich nicht mehr an der Gesellschaft zu beteiligen; ich verabscheute es u. es erschien mir unredlich und unaufrichtig und daher unanständig im Gefolge seiner Anbeter zu erscheinen. Ich war sehr verstimmt gegen diesen Götzendienst und Kult .. Äußerte mich auch Trakl gegenüber hierüber und er ließ mir meinen Standpunkt mehr oder weniger stillschweigend oder indirekt gelten.
In diesem Sinne also ersuchte ich, um Ficker frühzeitig [...] Sinnesart .. um ihm nicht im letzten Augenblick – was für mich feige erschienen wäre – eine unangenehme Überraschung zu bereiten, er wolle mir für diesen Krausabend nicht mehr eine Karte reservieren, eben weil ich mich an d[em] Geselligkeitskreise um Kraus nach der Vorlesung auch nicht teilnehmen wolle .. Ich würde die Vorlesung wie ein anderer vom Publikum irgendwie vom Stehparterre aus anhören...
Meine Nervosität war übrigens um desto ärger und mein Unmut über meine Lebensweise und meinen ganzen Zustand, weil ich bereits am 12. so gut wie kein Geld mehr hatte: noch 9 K.
Als der Krausabend dann rankam, sagte Trakl mit unangenehmer Bestimmtheit "Also Herr Röck, wir kommen!" Es klang wie ein Befehl darin ... ~~Da~~ Dallago – daß wir ja doch eine lockere Gesellschaft seien und ich ebensogut um seinetwillen hineinkommen könne ...
[S.34]
Von dieser unbefangenen Auffassung und herzlichen einfachen Art der Wertschätzung meiner Gesellschaft ließ ich mich dann also doch bestimmen, nach der Vorlesung zur Gesellschaft zu kommen, nachdem ich die ~~Ver~~ meine Dame (die Verocai) nach Hause begleitet hätte.
Kraus las wie gewohnt vorzüglich, doch sorgte[?] Abwehr und Abkehr für das innerlich abgewandt dastehende Verhältnis zu ihm ...

Im Maria Ther ... er begrüßte mich ~~sehr~~ wahrhaft liebenswürdig, ~~herzlich~~ warm und herzlich .. was mi~~ch~~ ~~ehrt~~ ehrend und mi~~ch~~ wohltat, menschlich für ihn einnahm. Da ward dann wieder eine große Nacht daraus: Diesesmal aber saßen wir nachdem das Cafè M.Th. um 3 Uhr früh Schluß gemacht hatte, in die Krone, die Freinacht hatte und wir saßen in der Schwemme der Leutestube, die ja eigenartig schön ist, getäfelt und einen Christus an der Wand von fast russischer ~~Einfachheit~~ Einfalt und balladischer Stärke der Wirkung der Räume. Wie sonderbar, wie seltsam, Kraus in ~~dieser~~ solchem Raume. Und diesesmal saß dann, Kraus war so höflich Trakl obenan, Kraus und ich uns gegenüber; neben ihm eine Dame. Diese war nun höchst liebenswürdig. Trakls Raum und Sphäre sollte gelten und daraus ward von russischer Art gesprochen die Trakl heilig war, als seien es die Träger, ja die Rasse eines neuen des erst verlorenen Christentums. Wie sie den Tod nehmen .. (wenn einer einen mit der Hacke erschlägt) Ja wie ein wonniges Grausen und Verkünden in der Nacht: daß ihre Seele, die ungleich mehr Seele, christliche Seele wäre gleichsam schon in ihrer tiefsten Lebenskraft in ihrer nordischen sklavischen Verinnerlichg ... ~~das~~ Heil bringe unter furchtbaren ... die Vernichtung der Menschheit die Stunde des Absterbens ...

[S.35]

Ein ... war auch hier, eine~~r~~ der lange in Rußland gelebt hatte (unter den Schwaben am Schwarzen Meere). Voll des Lobes war er gerade auf der Reise von oder nach der Schweiz.

...

Der darauffolgende Abend ~~war dann ganz wie vormittags~~ gruppierte sich dann wieder mehr um Dallago: es war ein Tirolischer (als der ~~Alpen~~ Älpler ... Beim Delevo. Und da waren sogar die beiden Würtele. Es war köstlich wie diese festen und gescheiten ~~Spießer~~ Bürger ...[?] Dallago, der nicht rauchte und ~~sonst~~ nur ausnahmsweise und gesellschaftlicherhalber trank und wahrhaft schön war ...

Es setzte dann übrigens ein Streit ab über Naturwissenschaft und Forschung, ich wurde zum erstenmal [...] heftig und unmutig gegenüber Trakl ... in der Verteidigung ...

Es wurde wiederum sehr spät. Ich nahm Trakl mit er übernachtete in meines Bruders Bett (wohl zum erstenmal) nachdem wir wiederum ja erst um 5 oder 6 nach Hause gekommen (er wäre sonst zu einer Hure schlafen gegangen)

Ich [glaube] es [war] dieses mal, daß dann meine Mutter um 12 Uhr ~~zu mir ins Amt kam~~ mir vor dem Amte aufpaßte und in Angst äußerte, ~~Trakl habe sei tot~~ mein Nachtgenosse sei nicht mehr am Leben, habe sich vielleicht umgebracht; der Hund ~~wache~~ sei im Zimmer, sitze unbeweglich auf dem Sofa und bewache ihn .. Ich gehe mit der Mutter nach Hause, da kommt er eben aus der Haustür, gedunsen und bleiern ... (Ja Eiter in den Augen)

Am nächsten Tag aber zeigte er, in Maschinschrift in violett geschrieben, "Traum und Umnachtung" .. Eindruck ..

Aus dem Amte ... Kino ...

Am folgenden Tage dann schrieb ich etwas nieder was was sehr bedeutungsvoll war für meine Weltanschauung; eine geniale Konzeption ... "~~Das T~~ Ich schrieb über Krausens und im Gegensatz hiezu über Trakls Eschatologie und verfaßte hiebei die Formel "Der Mensch ist das Tier im Todeskampfe : Die Menschheit ist der Todeskampf der Tierheit. und von der Revolution der Tiere ...

Dieser Gedanke bedeutete den nächsten großen Schritt ~~in meiner Anthroposophie~~ einer anderen [Sicht]: und Grundgedanken (jener Metaphysik oder Weltordnungskunde)* vom Menschen, die ich dann im 2. Kriegsjahr mit dem zusammenfassenden Namen der Anthroposophie fand (faßte). ~~Höchst eigens bemerkenswert~~ Den ersten großen Schritt habe ich ja ein Jahr vorher getan mit dem Vergleichnis ... Aber sehr bemerkenswert ist: Es ist durch einen ~~bes~~ so selt-

samen Zufall gerade am 17. Im vorigen Jahr ~~es~~ war es der 18.I. Heuer aber wie voriges Jahr ein Sonntag ... Welchem Umstand ich diese Verschiebung um einen Tag zuschreiben möchte ...
* Ausdruck vom 26.VII.1917 abends im Bett

Ludwig von Ficker: Briefwechsel
Zum Erscheinen des 2. Bandes

Nachstehender Brief Fickers an Erik Peterson wurde erst nach Manuskriptschluß für den 2. Band, der die Korrespondenz von August 1914 bis Ende 1925 in reicher Auswahl umfaßt, aufgefunden. Das Original befindet sich im Nachlaß Erik Petersons an der Universität Turin; die Vermittlung an das Forschungsinstitut "Brenner-Archiv" besorgte freundlicherweise Univ.-Doz. Dr. Klaus Dethloff, Inst. für Philosophie der Universität Wien. – Peterson wurde am 7.6.1890 in Hamburg geboren und starb dort am 26.10.1960. Nach einer Privatdozentur in Göttingen war er Ordinarius für Neues Testament und Kirchengeschichte an der evangelisch-theologischen Fakultät der Universität Bonn (1920). 1919 wurde er von Theodor Haecker als Mitarbeiter an den "Brenner" vermittelt. Im Oktober 1919 (6.Jg., H.1, S.62-64) erschien darin sein Beitrag "Der Himmel des Garnisonspfarrers". Nach einem Briefwechsel mit Adolf Harnack im Juni/Juli 1928 konvertierte er zum Katholizismus. (Bis 1958 veröffentlichte er im "Hochland".) 1930 Professor emeritus der Universität Bonn. Im gleichen Jahr wurde er als Professor an die Päpstliche Akademie in Rom und an das Deutsche Archäologische Institut in Rom auf den Lehrstuhl für Patrologie berufen.

Fickers Brief kennzeichnet die Situation seiner Zeitschrift zur Zeit des Wiederbeginns nach dem Ersten Weltkrieg auf eine für diesen Band des Briefwechsels symptomatische Art und Weise.

W.M.

DER BRENNER
Herausgeber Ludwig ~~von~~ Ficker / Innsbruck=Mühlau Nr. 102

1.XII.1919

Sehr verehrter Herr!

Erst jetzt, nachdem ich gelegentlich einer kurzen Anwesenheit in München durch Herrn Haecker Ihre Adresse erfahren habe, ist es mir möglich, Ihnen für den Beitrag, den mir Herr Haecker zur Verfügung gestellt hatte, von Herzen Dank zu sagen und Ihnen das erste Heft des Brenner, der diesen Beitrag enthält, zugehen zu lassen. Ich möchte hoffen, daß es mir gelungen ist, in der Art der Zusammenstellung des Heftes Geist und Richtung des Brenner immerhin so weit verdeutlicht zu haben, daß – wenn auch in schwachen Umrissen – ersichtlich wird, wohin er zielt. Dabei bin ich mir bewußt, daß noch viel Widerstrebendes, im letzten Sinne Fragwürdiges und Ungeklärtes in seiner Bewegung enthalten ist, das sich erst allmählich aufhellen und seiner endlichen Bestimmung zuströmen muß. Aber das läßt sich vorläufig nicht umgehen. Denn es handelt sich ja nicht so sehr darum, einer an sich gläubigen Gemeinschaft das Rückgrat im christlich-theologischen Sinn zu stärken, als vielmehr und zunächst darum, eine abgefallene Welt (an der das offizielle Christentum zutiefst mitverantwortlich ist) wieder zur Besinnung eines unmittelbar religiösen Lebens zu bringen. Zu diesem Zwecke kann man gar nicht weit genug ausholen angesichts des Umstandes, daß sich von allen Völkern der Erde ge-

rade diejenigen, die sich zum Christentum bekennen, des tiefsten Unrechts am Geiste Christi schuldig gemacht haben. Vielleicht hat die evangelische Tradition das Glück, in Einzelnen ihrer Bekenner beseelter geblieben zu sein als der Katholizismus, in dem wir hier aufgewachsen sind und für dessen gründlichere Verschuldung schon die Tatsache spricht, daß alle religiös pervertierten Erotiker zu ihm ihre schöngeistige Zuflucht nehmen. Gerade aus dieser letzten und scheinheiligsten Verwirrung, aus dieser hintergründigsten Sackgasse, in die der Schwarmgeist eines katholisch-orientierten, seinem Wesen nach aber unzweideutig jüdisch bestimmten Literatentums die religiöse Sehnsucht einer gründlich ernüchterten Menschheit locken und spirituell mißbrauchen will, diese herauszuziehen und behutsam auf einen Plan zu stellen, in dem neben Dichtung und geistiger Betrachtung auch ein Sonnengesang des Hl. Franziskus, ein Gebet oder sonst ein wahrhafter religiöser Erguß wieder Luft und Raum und Fülle zu einem ursprünglichen Dasein hat, erachte ich als die wesentliche Aufgabe des Brenner. Diese weiterhin durch Ihre mir so wertvolle Mitarbeit zu unterstützen, möchte ich Sie zum Schlusse herzlich gebeten haben. Es begrüßt Sie, nochmals dankend, in hochachtungsvoller Ergebenheit

Ihr Ludwig Ficker

Eine bibliografische Miszelle zu Adolf Loos

Der Brenner-Verlag brachte 1931 als zweiten Band der gesammelten Schriften von Adolf Loos "Trotzdem" heraus; die editorische Arbeit für diesen Band besorgte Franz Glück, der 1931 wie bei der von ihm besorgten Neuausgabe von 1962 (Adolf Loos: Sämtliche Schriften in zwei Bänden. Hrsg. v. Franz Glück. 1.Band: Ins Leere gesprochen. Trotzdem. Wien: Herold 1962. [Der 2.Band ist nie erschienen.]) von Loos nachträglich, und wohl nur recht global, genehmigte stilistische Eingriffe vornahm (vgl. Franz Glück: Nachwort des Herausgebers, ebda, S.466). Die Voraussetzungen für diese Ausgabe scheinen sehr ungünstig gewesen zu sein, da Loos seine Schriften nie gesammelt hatte (ebda.).

So ist in "Trotzdem" (in der Ausgabe von 1962) auch der Beitrag "Kurze haare. Beantwortung einer rundfrage" enthalten (ebda, S.429f.), zwar mit der richtigen Datumsangabe 1928, aber mit der Anmerkung "erstdruck unbekannt" (ebda, S.463). Glück gibt die Druckvorlage nicht an, doch muß angenommen werden, daß ihm nur das Manuskript zur Verfügung stand.

Den Erstdruck habe ich nun im Zusammenhang mit anderen Recherchen gefunden. Loos hatte auf eine Umfrage der Wiener Tageszeitung "Neue Freie Prese" zum Thema "Kurz oder lang – männlich oder weiblich? Äußerungen prominenter Künstler über die Damenmode" geantwortet. Der erste Teil dieser "'Äußerungen" ist in der Osterbeilage der Zeitung vom 8.4.1928, S.41f., eine zweite Serie von Antworten ist in der Beilage vom darauf folgenden Sonntag (15.4.1928, S.34) erschienen. Die Umfrage bezog sich auf die weibliche Haartracht und die Länge der Damenkleider.

Am 8.4.1928 veröffentlichte die Zeitung Antworten von Lili Darvas, Rita Georg, Marie Jeritza, Leopoldine Konstantin, Lilian Marischka-Karczag, Hansi Niese, Ida Stukering, Helene Thimig, Professor John Quincy Adams; am 15.4. nahmen Hans Brahm, Anton Edthofer, Maler Alfred Kunz, *Architekt Adolf Loos*, Professor Dr. Adolf Lorenz, Lili Marberg, Alfred Piccaver Stellung.

Der Abdruck in der "Neuen Freien Presse" weist, abgesehen von der Orthografie, eine Reihe von Unterschieden zur Buchveröffentlichung auf, von denen einige wichtige, die vermutlich nicht der Setzer der Zeitung zu verantworten hat, im folgenden verzeichnet sind (die Stellenangaben in der linken Spalte beziehen sich auf die Ausgabe von 1962):

S.429, Z.1f.	Der Titel fehlt in der Zeitung. (Er stammt wahrscheinlich von Glück; übrigens entspricht er nicht ganz dem Inhalt.)	
2	Sie werden...	Sie würden...
9f.	...in einem schopf...	...im Schopf...
11	...wurden erst zur renaissancezeit...	...wurden zur Renaissancezeit...
15	...um nach und während der französischen revolution wieder in...	...um wieder nach und während der französischen Revolution in...
23	Den frauen vorschreiben zu wollen...	Aber den Frauen vorschreiben zu wollen...
25f.	...nur dazu da sind, diese erotische spannung zu verschaffen...	...nur dazu da sind, ihnen diese erotische Spannung zu verschaffen...
26	– das ist eine frechheit	– nein, das ist eine Frechheit
S.430, Z.6	...kurze röcke: unsere bäuerinnen...	...kurze Röcke. Unsere Bäuerinnen...
7	Die frauen, die gar nichts zu tun haben...	Und die Frauen, die schon gar nichts zu tun haben...

Sigurd Paul Scheichl (Innsbruck)

Tesar-Symposion

Vom 7. bis 9. Oktober 1988 fand in Schwaz (Pölzbühne) ein Tesar-Symposion statt, veranstaltet von der Autonomen Kulturinitiative Schwaz, dem Brenner-Forum und dem Forschungsinstitut "Brenner-Archiv" an der Universität Innsbruck. Hier das Programm:

Ludwig Erik Tesar:
1879 in Brünn geboren, in Wien aufgewachsen, lebte von seiner Frühpensionierung 1934 bis zu seinem Tod am 8. Oktober 1968 in Schwaz.
Tesar war ein Universalgelehrter, der sich mit den verschiedensten Wissenschaftsgebieten intensiv auseinandersetzte (z.B. mit Mathematik, Physik, Philosophie, Soziologie, Psychologie, Pädagogik), ebenso war er Politik- und Wirtschaftskundiger, Kunst- und Kulturkenner und schließlich auch Schriftsteller; gleichzeitig war er ein Praktiker.
Von 1919 bis 1934 leitete er eines der grundlegendsten pädagogischen Projekte Österreichs, die Bundeserziehungsanstalt Wiener Neustadt. 1947/48 hielt er im Rahmen der Internationalen Hochschulwochen des Österreichischen College Alpbach Vorträge über Gesellschaft, Erziehung und Volkshochschule und leitete den Arbeitskreis Pädagogik. 1948-1950 leitete er die Volkshochschule in Payerbach (NÖ), ein von der österreichischen Grundtvig-Gesellschaft initiiertes Unternehmen.
Tesar verfaßte 7 Bücher, 150 Aufsätze und 80 Rezensionen in 50 verschiedenen Publikationsorganen im ganzen deutschsprachigen Raum (zwischen 1910 und 1914 war er auch Mitarbeiter der "Fackel" und des "Brenner").

Allgemeiner Charakter der Veranstaltung:
Es sollten – anknüpfend an Leben und Werk Tesars – einige aktuelle Themenbereiche zur Geltung kommen. Gedacht ist nicht an eine Tagung von Tesar-Spezialisten, die sich im Wissenschaftlichen oder Biographischen erschöpft, sondern an eine Veranstaltung, in der es nicht zuletzt um Orientierungen in gesellschaftlichen Fragen, um Möglichkeiten zu einem eigenverantwortlichen, demokratischen und solidarischen Handeln geht.
Die Vielseitigkeit von Tesars Tätigkeit, die der Vielschichtigkeit seiner persönlichen Veranlagung entspricht, gibt Anlaß, den tieferen Zusammenhängen zwischen einem pädagogischen oder sozialreformerischen Wirken und der 'Kultur' nachzugehen – auch der Frage, inwieweit ein sich ständig revidierendes kulturelles Selbstverständnis der in einer Gesellschaft verantwortlich Tätigen eine Verengung der Perspektive verhindern kann.

Freitag, 7. Oktober 1988
Abend Eröffnung
20.00 *Einführender Vortrag zur Person Tesars und Hinweise zur Ausstellung*
Walter Methlagl (Universität Innsbruck, Forschungsinstitut "Brenner-Archiv")
Lieder von Franz Schreyer nach Gedichten Tesars (Uraufführung)
Doris Rainer-Linser, Mezzosopran; Thomas Larcher, Klavier
Aus Schriften Tesars
Gelesen von Jup Rathgeber (Schwaz)

Samstag, 8. Oktober 1988
Vormittag und Nachmittag Referate mit anschließender Diskussion
10.00 *Weder Fortschrittseuphorie noch Untergangsprophetie. Tesar als Wissenschaftskritiker*
Anton Hütter (Autonome Kulturinitiative Schwaz)
11.00 *Tesar, Kokoschka und die Wiener Moderne*
Vera Vogelsberger und Patrick Werkner (Hochschule f. angewandte Kunst in Wien, Lehrkanzel f. Kunst- und Wissenstransfer bzw. Lehrkanzel f. Kultur- und Geistesgeschichte)
15.00 *Weib – Hetäre – Mutter. Antifeminismus im Werk Ludwig Erik Tesars und im "Brenner"*
Sieglinde Klettenhammer (Universität Innsbruck, Institut f. Germanistik)
16.00 *Die Dialektik der Reibung: Tesar, "Der Brenner" und die Philosophie*
Allan Janik (Boston University, Center for the Philosophy and History of Science)
Abend Vortrag
20.00 *"Robinson Crusoe" in der Bearbeitung von Ludwig Erik Tesar – der Mythos vom großen Einzelnen*
Eberhard Sauermann (Universität Innsbruck, Forschungsinstitut "Brenner-Archiv")

Sonntag, 9. Oktober 1988
Vormittag und Nachmittag Referate mit anschließender Diskussion
10.00 *Tesar und die Reformpädagogik*
Helmwart Hierdeis (Universität Innsbruck, Institut f. Erziehungswissenschaften)
11.00 *Schule und Heim in der Bundeserziehungsanstalt Wiener Neustadt im Kontext der Reformpädagogik*
Felix F. Strauss (Polytechnic University of New York, Department of Social Sciences)
14.00 *Die Bestimmung des Verhältnisses von Erziehung und Friede als Voraussetzung einer Friedenspädagogik – in Auseinandersetzung mit einigen Thesen Ludwig Erik Tesars*
Bernhard Rathmayr (Universität Innsbruck, Institut f. Erziehungswissenschaften)
15.00 *Volkshochschulen als Stätten wissenschaftlicher Bildungsarbeit*
Wilhelm Filla (Verband österreichischer Volkshochschulen, Wien)

16.00 *Pädagogischer Spaziergang mit Tesar*
Rudolf Messner (Gesamthochschule Kassel, Fachbereich Erziehungswissenschaft)

Abend Podiumsdiskussion

18.00 *Bildungspolitik hierzulande – Fortschritte und Versäumnisse seit Tesar*
Teilnehmer: Kurt Aufderklamm, Volkshochschule Innsbruck; Helmwart Hierdeis, Universität Innsbruck; Elisabeth Lercher, "erziehung heute"; Rudolf Messner, Gesamthochschule Kassel; Lothar Müller, SPÖ; Anton Pelinka, Universität Innsbruck; Christian Wabl, Grüne Alternative; Udo Zeilinger, Katholisches Bildungswerk Tirol
Diskussionsleitung: Peter Huemer, ORF Wien

Die Vorträge und Referate des Tesar-Symposions werden demnächst in der Reihe "Brenner-Studien" publiziert. Im vorliegenden Heft der "Mitteilungen aus dem Brenner-Archiv" sollen die Auswahl der Schriften Tesars, aus denen dort gelesen wurde, wiedergegeben und die Lieder von Franz Schreyer nach Gedichten Tesars vorgestellt werden.

E.S.

Zyklus nach Gedichten von Ludwig Erik Tesar op.11 (1988) für Gesang (mittlere Stimme) und Klavier

für Eberhard Sauermann

Der Anlaß, den Zyklus nach Gedichten Tesars zu schreiben, war das Schwazer Tesar-Symposion 1988. Eberhard Sauermann erreichte durch seine unaufdringliche, freundliche Zähigkeit, daß ich nicht vorschnell das Handtuch warf, genauer: daß ich es wieder aufhob – deshalb die Widmung (ohne sein Wissen).

Das einleitende Prélude, ein "Lied ohne Worte" für Klavier, nimmt das Tonmaterial des folgenden Klavierliedes "Das Rot am Steinwall" vorweg. Das Gedicht des 80-jährigen Tesar erinnert mich stark an die japanische Haikulyrik – eine sehr distanzierte und doch sehr persönliche, sprachlich sehr farbige Lebensrückschau in poetischen Naturbildern, jahreszeitliche Vorgänge assoziieren menschliche Jahreszeiten.

Der Titel "Zyklus" beschreibt die symmetrische, kreisförmige Anlage des Stückes: Anfang und Ende bilden Klaviersoli, an zweiter und vierter Stelle stehen Lieder für eine mittlere Frauenstimme (*keine* Männerstimme) und Klavier. Die Mitte des "Zyklus" op.11 ist ein Solostück für Singstimme, "Das Kreuzkraut blüht".

Der elegische, herbstliche Charakter des Zyklus findet seinen stärksten Ausdruck im vierten Stück: "Herbstmittag lächelt müd durchs Tal".

Ein Abgesang für Klavier (solo) beschließt das Stück.

Franz Schreyer (Telfs)

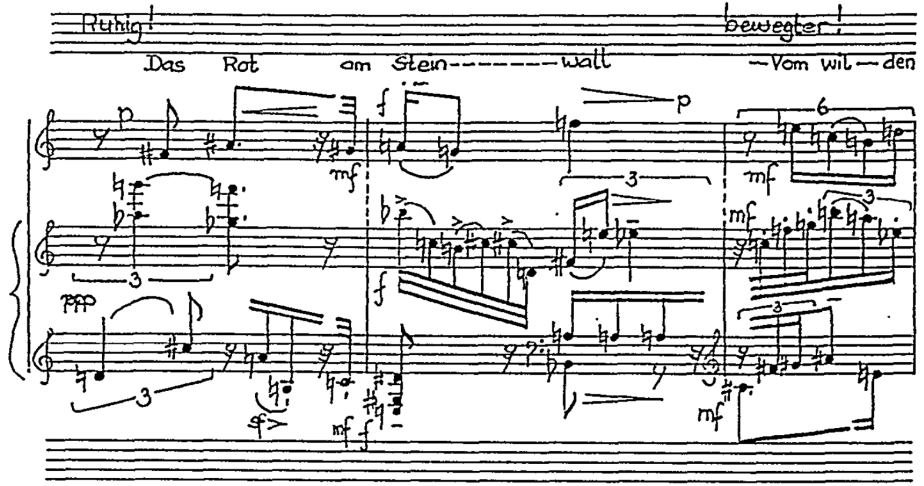
Ludwig Erik Tesar

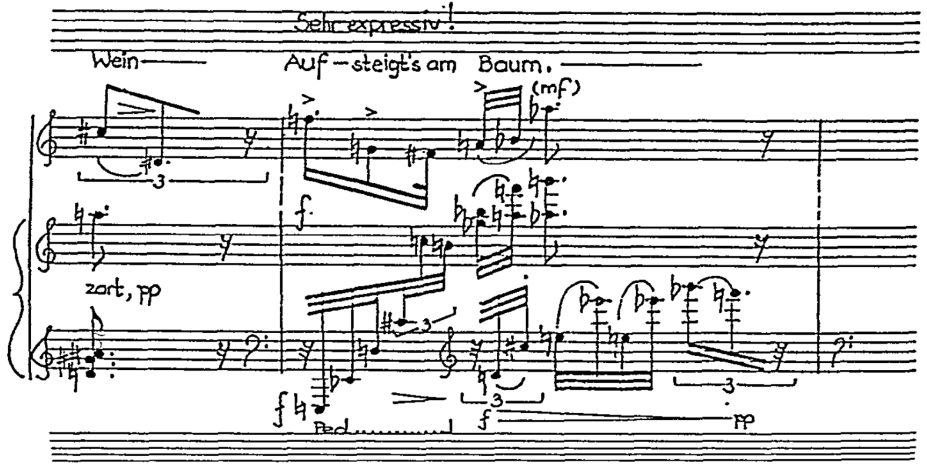
Das Rot am Steinwall
- Von wildem Wein -
Aufsteigt's am Baum.
Himmelsglück herbstlichen Lichts!
Geschenkte Tage!
Noch einmal singt die Grasmücke.

*

Herbstmittag lächelt müd durchs Tal.
Lebwohl der Erden!
Kein Vogel mehr, kaum haucht der Wald.
Was will werden?

Blaublume duckt am Weg sich schmal.
Darf ich sie brechen?
Das Gras vergilbt, kahl klagt der Tag.
Lebwohl der Erden -





Zu Franz Schreyer

Franz Schreyer, geb. 3. Oktober 1955 in Kufstein, lebt als Volksschullehrer in Telfs. Er komponiert seit 1974. Am Beginn seiner Arbeiten stehen die Trakl-Lieder "Nachtlied" und "Die Nacht der Armen".

1977/78 schrieb er eine erste Fassung der Musik für Soloflöte "Gesang einer gefangenen Amsel" nach dem Gedicht Trakls. Die zweite, stark gekürzte und in der musikalischen Substanz konzentrierte Fassung entstand 1983 für Wolfgang Schulz, Soloflötist der Wiener Philharmoniker. Die Uraufführung erfolgte im Rahmen der Veranstaltung des Bundesländerhauses-Tirol in Wien, "Vorstellung des Brenner-Archivs". Ende 1983 erschien die Kassette "Gesang einer gefangenen Amsel" mit Musik von Franz Schreyer, hergestellt in Zusammenarbeit von ORF, Land Tirol und Gesellschaft der Freunde des Brenner-Archivs: "Gesang einer gefangenen Amsel" für Soloflöte nach dem gleichnamigen Gedicht von Georg Trakl; "Sechs Haikus"; "Zyklus für Geige und Klavier"; "Lied vom Meer", Adagio für Mezzosopran und Orchester, nach dem gleichnamigen Gedicht von Rainer Maria Rilke; "Nachtlied" und "Die Nacht der Armen" (Georg Trakl) für Gesang, Klarinette, Baßklarinette, Viola und Gitarre. Das Beiheft zur Kassette enthält eine autobiographische Skizze Franz Schreyers sowie seine Gedanken zu seinen Kompositionen.

1988 wurde Franz Schreyer über das Brenner-Forum auf Ludwig Erik Tesar aufmerksam gemacht. Für das Tesar-Symposion in Schwaz komponierte er zwei Klavierlieder über Tesars Gedichte "Das Rot am Steinwall" und "Herbstmittag lächelt müd durchs Tal". Doris Rainer-Linser und Thomas Larcher gestalteten die Uraufführung.

1981 hat Franz Schreyer kleine Stücke für Violine, sogenannte Pausenfüller, für Martin Mumelter komponiert. Wenn Franz Schreyer eine Sache angeht, denkt er sie auch durch. So entstand der "Zyklus für Geige und Klavier": 1. Zart bewegt, leicht und luftig (Geige und Klavier). 2. Mit viel Gefühl und Ausdruck (Geige solo). 3. Fließend (Geige und Klavier). 4. Solo (Geige). 5. Sehr rasch und energisch (Geige und Klavier).

Die zwei Klavierlieder hat Franz Schreyer in ähnlicher formaler Verklammerung zum "Zyklus für Gesang und Klavier nach Gedichten von Ludwig Erik Tesar" auskomponiert: 1. ...sitzt da ein Mensch und schaut und horcht (Klavier solo). 2. Das Rot am Steinwall (Gesang und Klavier). 3. Das Kreuzkraut blüht (Gesang solo). 4. Herbstmittag lächelt müd (Gesang und Klavier). 5. Ein Novemberstück (Klavier solo).

Die Aufnahme des Opus 11 erfolgte am 15. Dezember 1988 mit Doris Rainer-Linser und Thomas Larcher im ORF-Landesstudio Tirol.

Othmar Costa (Innsbruck)

Tiroler Landespreis für Kunst an Felix Mitterer

Am 28. Oktober überreichte LHStv. Dr. Prior dem Schriftsteller Felix Mitterer den Tiroler Landespreis für Kunst 1988. Beim feierlichen Akt, der im Landesmuseum Ferdinandeum stattfand und einem Autor galt, der seit Jahren dem Vorstand des Brenner-Forums angehört, hielt Walter Methlagl die Laudatio. Darin heißt es abschließend:

> Daß Mitterer diesen Preis heute bekommt, soll bedeuten: man akzeptiert es, wenn er zur Vorführung auch fataler Sachverhalte Tiroler Themen hernimmt, wenn er das nationale und das internationale Skandalon mit allen seinen unheimlichen Triebkräften am überschaubaren Fall des Tiroler Dorfes erörtert, wenn von ihm das Landleben zum 'dark room' der städtischen Gesellschaft gemacht wird. Noch glaubt Mitterer an die läuternde Funktion seiner kompromißlos erzählten Geschichten, noch ist er nicht in die großen Städte geflüchtet. Es könnten Zeiten kommen, in denen man hierzulande froh sein wird, solche Mikro-Röntgenbilder vergangener und heutiger Zustände zu haben und als Bezugsgrößen für das weitere Überleben einzusetzen. Man weiß ja nicht, welche Zerstörungen das Trojanische Pferd 'Zukunft' noch in seinem Bauch trägt. Noch sagt Mitterer von den Leuten in Tirol: "Sie unterstellen mir nicht mehr, daß ich sie vorsätzlich provozieren will." Eine Geste des Vertrauens kann der heutige Ehrungsakt sein, eines vielerseits nicht leicht erworbenen Vertrauens. Zwar ist dem voll zuzustimmen, was Horst Christoph 1982 schrieb: "Ich hoffe, daß es Tirol nicht gelingt, sich den Felix Mitterer ganz einzuverleiben", und es ist inständig zu hoffen, daß es auch mit dem heutigen Ehrungsakt nicht geschieht. Aber etwas anderes als Vereinnahmung ist es ja, ihn und seinen subtilen Widerstand ernstzunehmen, auf ihn einzugehen, ihn verstehen zu wollen.
>
> E.S.

Dr. Alfred Pfabigan
Kaiserstraße 41/4
1070 Wien 7., 18.4.1988

Sehr geehrter Herr Sauermann!

Herzlichen Dank für die Zusendung der Nr.6 der "Mitteilungen aus dem Brenner-Archiv" und der Einladung, das Blatt zu abonnieren. Die "Mitteilungen der Herausgeber" habe ich mit Interesse gelesen. Es freut mich, daß Ihr Blatt, das sich nicht als eine "simple Imitation des 'Brenner'" versteht, das Hauptgewicht auf die "literarische Dokumentation und die literaturwissenschaftliche, fallweise auch geistes- und zeitgeschichtliche Diskussion" legen will. Daß Sie dabei auch auf solche Leser Ihrer Zeitschrift, "die nicht unbedingt mit wissenschaftlichen Augen lesen" Rücksicht nehmen wollen, ist einleuchtend. Sie werden also von nun an "aktuelle Fragen mit größerer Direktheit angehen", gleichzeitig aber "die mit methodischer Sorgfalt unvermeidlich verbundene 'Distanz zum Objekt'" einhalten – ein Projekt, zu dem ich Ihnen alles Gute wünsche, als einer, der mit Ihnen hofft, daß die "innere Bindung der Publikation" nicht verlorengeht.

Sie haben also einige gute Vorsätze für die Gestaltung Ihrer Zeitschrift gefaßt. Leider ist der Weg zur Hölle bekanntlich mit solchen gepflastert. Da finde ich auf Seite 47 in einer Rezension des neuen Kraus-Buches von Edward Timms, verfaßt von Allan Janik, ohne jede Rücksichtnahme auf die "innere Bindung der Publikation" die folgenden Zeilen:

"Es ist müßig, den psychologischen Reduktionismus eines Manfred Schneider und die platten Spekulationen eines Alfred Pfabigan zu untergraben, die darin münden, Kraus auf der Basis von Vermutungen über seine Persönlichkeit zu beurteilen, statt seine literarischen Leistungen zu bestimmen."

Zunächst möchte ich meiner Freude darüber Ausdruck geben, daß man mich in Innsbruck in einem Atemzug mit Manfred Schneider nennt und unsere Arbeiten auf dem gleichen Qualitätsniveau ansiedelt. (Übrigens: vielleicht sollten Sie auch Manfred Schneider eine Probenummer plus Einladung zum Abonnement senden.) Ansonsten wirft dieser Satz für mich einige Probleme auf. Es leuchtet mir ein, daß hier – ganz im Sinne des Editorials – etwas mit "größerer Direktheit" angegangen wird. Daß dieser Text nicht im Kontext einer "Imitation des 'Brenner'", schon gar nicht einer "simplen" zu sehen ist, leuchtet ebenfalls ein. Was ich nicht ganz verstehe, ist folgendes: fallen Janiks Bemerkungen über meine Arbeit in die Rubrik der wissenschaftlichen Dokumentation oder mehr in die der Diskussion? Ich weiß nicht genau, welche meiner zahlreichen Arbeiten zu Kraus hier angesprochen werden, ich weiß auch nicht, welche meiner Schlüsse als spekulativ gewertet werden und welche als banal. Die Diskussion um meine Arbeiten kenne ich, der Vorwurf der banalen Spekulation ist mir neu – daß man in Innsbruck meint, hier nur mehr dokumentieren zu müssen, erscheint mir unbegründet. Auch in die Rubrik der Diskussion scheint mir ein Text, dessen Autor versichert, es sei müßig, sich mit der Widerlegung meiner Forschungsergebnisse zu beschäftigen, nicht wirklich zu gehören. Es bleibt mir nur übrig, die zitierten Bemerkungen als private Anstänkereien zu lesen – ein Rülpser halt. (Unter uns gesagt – und weil es ein Leserbrief ist, für alle Welt: wenn ich mich an meine Heiterkeitsausbrüche bei der Lektüre von "Wittgensteins Vienna" ((ohne die Redigierungshilfe von Reinhard Merkel)) erinnere, dann meine ich, daß es wohl ein Zeichen von mittlerem Größenwahn ist, wenn Herr Janik meint, es sei für ihn "müßig" meine Arbeiten zu lesen.)

Ich kann mir den Abdruck dieses Absatzes in Ihrer Zeitschrift nur als Ausdruck der angesprochenen Rücksichtnahme auf solche Leser erklären, "die nicht unbedingt mit wissenschaftlichen Augen lesen". Da bei mir das Interesse an einem wissenschaftlichen Dokumentations- und Diskussionsorgan überwiegt, werde ich Ihr Blatt nicht abonnieren und bitte, von einer weiteren Zusendung von Probeheften Abstand zu nehmen.

Mit vorzüglicher Hochachtung
A. Pfabigan

Das Forschungsinstitut "Brenner-Archiv" ist sehr interessiert an Briefen, Manuskripten, Büchern, Zeitschriften, Bildern, Photos, Dokumenten u.a. mit Bezug auf den "Brenner" und seine Mitarbeiter, auf den Bekanntenkreis Ludwig v. Fickers, auf Autoren des 19. und 20. Jahrhunderts aus dem deutschsprachigen Raum (speziell aus Tirol).

All jenen, die durch Hinweise oder Übergabe von Dokumenten u. ä. der Forschung im Institut behilflich waren, sei hiermit herzlich gedankt.

*

Beiträge aller Art, Hinweise und Anfragen zu Themen dieses Heftes sind erbeten.

*

Brenner-Forum

In der Generalversammlung des Vereins "Gesellschaft der Freunde des Brenner-Archivs" für 1988 vom 1. 3. 1988 wurden einige grundlegende Beschlüsse gefaßt; hier die wichtigsten Statutenänderungen: der Name des Vereins soll künftig "Brenner-Forum" lauten; der Verein "bezweckt die Auseinandersetzung mit geistigen und kulturellen Problemen der Gegenwart und die Förderung von Aktivitäten des Forschungsinstituts 'Brenner-Archiv' an der Universität Innsbruck". Bei der Neuwahl des Vorstandes wurde Othmar Costa zum Obmann gewählt.

Die Reihe "Brenner-Studien" wird künftig im Haymon-Verlag Innsbruck erscheinen; die Reihe "Trakl-Studien" wird nicht mehr in in Zusammenarbeit mit dem Forschungsinstitut "Brenner-Archiv" herausgegeben werden. Für Mitglieder des Brenner-Forums ist ein um 30% ermäßigter Bezug von Publikationen des Brenner-Archivs, die im Haymon-Verlag Innsbruck erscheinen, möglich. Bestellungen wären über das Brenner-Archiv zu tätigen.

Die Neuerscheinungen aus dem Brenner-Archiv werden jeweils im Anhang unserer Zeitschrift vorgestellt; das betrifft heuer den 1. Band der "Gesammelten Werke" Norbert C. Kasers ("Gedichte"), den 2. Band des "Briefwechsels Ludwig v. Fickers" (1914 - 1925) und Christoph Königs "Verwaltung und wissenschaftliche Erschließung von Nachlässen in Literaturarchiven".

PUBLIKATIONEN AUS DEM BRENNER-ARCHIV

FRITZ VON HERZMANOVSKY-ORLANDO: SÄMTLICHE WERKE IN 10 BÄNDEN

Hrsg. im Auftrag des Forschungsinstituts "Brenner-Archiv"
unter der Leitung von Walter Methlagl und Wendelin Schmidt-Dengler.
Salzburg-Wien: Residenz Verlag.

bisher erschienen:

Band I:
Österreichische Trilogie.
1. Der Gaulschreck im Rosennetz. Roman.
Herausgegeben und kommentiert von Susanna Kirschl-Goldberg.
243 Seiten, 35 Abbildungen, Format 15 x 22 cm, Ganzleinen, ISBN 3-7017-0350-7.
S 295,-/DM 42,- (Subskriptionspreis S 150,-/DM 36,-)

Band II:
2. Rout am Fliegenden Holländer. Roman.
Herausgegeben und kommentiert von Susanna Kirschl-Goldberg.
350 Seiten, Format 15 x 22 cm, Ganzleinen, ISBN 3-7017-0364-7.
S 385,-/DM 55,- (Subskriptionspreis S 330,-/DM 47,-).

Band V:
Zwischen Prosa und Drama.
Erzählte und dramatisierte Fassungen gleicher Stoffe.
Der Kommandant von Kalymnos.
Die Krone von Byzanz.
Apoll von Nichts.
Exzellenzen ausstopfen — ein Unfug.
Der verirrte böse Hund.
Herausgegeben und kommentiert von Susanna Kirschl-Goldberg.
513 Seiten, Format 15 x 22 cm, Ganzleinen, ISBN 3-7017-0439-2.
S 480,-/DM 69,- (Subskriptionspreis S 410,-/DM 59,-).

Band VI:
Dramen.
Die Fürstin von Cythera. Kaiser Joseph II. und die Bahnwärterstochter.
's Wiesenhendl oder Der abgelehnte Drilling.
Prinz Hamlet der Osterhase oder "Selawie" oder Baby Wallenstein.
Herausgegeben und kommentiert von Klaralinda Kircher.
451 Seiten, Format 15 x 22 Seiten, Ganzleinen, ISBN 3-7017-0389-2.
S 480,-/DM 69,- (Subskriptionspreis S 410,-/DM 59,-).

Band VII:
Der Briefwechsel mit Alfred Kubin 1903 bis 1952.
Herausgegeben und kommentiert von Michael Klein.
484 Seiten, zahlreiche Abbildungen, Format 15 x 22 cm, Ganzleinen,
ISBN 3-7017-0351-5.
S 480,-/DM 69,- (Subskriptionspreis S 410,-/DM 59,-).

NORBERT C. KASER: GESAMMELTE WERKE

In Verbindung mit dem Forschunginstitut "Brenner - Archiv"
hrsg. v. Hans Haider, Walter Methlagl u. Sigurd Paul Scheichl.
Innsbruck: Haymon-Verlag

Bd. 1: *Gedichte*. Hrsg. v. Sigurd Paul Scheichl. Lesehilfen u. Materialien v. Robert Huez. 1988. 544 Seiten, S 385,--

Als Norbert C. Kaser 1978 in Bruneck starb, war nur einigen Freunden wirklich bewußt, daß mit dem 31-jährigen die stärkste literarische Begabung Südtirols verstummt war, ein Autor, vor allem ein Lyriker, der Aufmerksamkeit auch weit über seine Heimat hinaus beanspruchen durfte. Als nach seinem Tod zwei Auswahlbände erschienen, wurde ihm diese Aufmerksamkeit denn auch zuteil: die beiden Bücher fanden die Zustimmung des Publikums wie der Literaturkritik weit über Südtirol und Österreich hinaus. Inzwischen erkennen selbst Kasers menschliche, literarische und politische Gegner seinen Rang an.

Zum 10. Todestag wird dieses Werk nun neuerlich zur Diskussion gestellt, nicht mehr in einer notgedrungen schmalen Auswahl, sondern in seiner Gesamtheit, wobei den Gedichten die Bände "Prosa" und "Briefe" folgen werden.

Durch den 1. Band der Gesamtausgabe werden Hunderte von Gedichten erstmals einem größeren Kreis von Lesern zugänglich. Sie gehen durchwegs von der Lebenserfahung Kasers aus und sind doch repräsentativ für seine ganze Generation. Es gehört zum Reiz dieser Gedichte, daß sie sich stets auf die konkrete Umwelt des für viele doch recht fernen Südtirol beziehen und daß man sich in ihrer intensiven Sprache dennoch auch wiedererkennt, wenn man mit Kasers Heimat nicht vertraut ist.

Erstmals läßt sich nun auch die Entwicklung Kasers überblicken, die sich in der Provinz vollzogen hat, aber fern aller Provinzialität in einer gründlichen Auseinandersetzung mit den literarischen Techniken der Zeit.

Die Ausgabe wendet sich nicht in erster Linie an Germanisten, sondern an alle, die moderne Gedichte lieben. Sie gibt Kasers Versen allerdings einige Lesehilfen bei, die vor allem die Entschlüsselung der vielen Anspielungen (auf Lokales, Religiöses, Kunstgeschichtliches) erleichtern sollen. Darüber hinaus enthält sie Erläuterungen zur Edition sowie eine Studie über den Lyriker Kaser.

Ludwig von Ficker: *Briefwechsel 1914 - 1925*. Hrsg. v. Ignaz Zangerle †, Walter Methlagl, Franz Seyr † u. Anton Unterkircher. Bd. 8, 1988, 590 Seiten Text, 32 Seiten Bilder, S 488,--

Dieser 2. Band einer auf 4 Bände angelegten Ausgabe enthält 391 Briefe von und an 99 Briefpartner Ludwig v. Fickers aus der Zeit vom Ausbruch des Ersten Weltkriegs bis 1925.

Dieser Band ist wie von selbst zum Epitaph für Georg Trakl geraten. Dessen letzte Lebenszeit und Tod sind mit großem Quellenaufwand dokumentiert. Unter anderem werden hier erstmals Fickers – verschollen geglaubte – Briefe an Ludwig Wittgenstein und Rainer Maria Rilke veröffentlicht.

Unerbittlicher Geschehens-Katalysator: der Erste Weltkrieg. Entbehrungen und oft äußerste Gefahr jahrelangen Frontdienstes, und spürbar die Vereinsamung und Sprachlosigkeit, in die er führte. Das vielgestaltige kulturelle Räsonnement der Vorkriegszeit wandelt sich zur pochenden Gewissensfrage nach der eigenen Mitschuld am Verhängnis. Daraus erwächst das Konzept des neuen "Brenner". Ein Konzept unter Einschluß des Konflikts zwischen so gegensätzlichen Erscheinungen wie Carl Dallago, Theodor Haecker und Ferdinand Ebner. Die Zerreißproben, denen Zeitschriften und Herausgeber sich aussetzten, machen viel von den damaligen Zeit-Widersprüchen faßbar.

Um die Breite von Fickers Briefwechsel anzudeuten, seien neben den bisher genannten Namen stellvertretend für die in diesem Band berücksichtigten Briefpartner genannt: Alfred Baeumler, Hermann Broch, Erwin Chargaff, Theodor Däubler, Albert Ehrenstein, Max v. Esterle, Josef Matthias Hauer, Oskar Kokoschka, Franz Kranewitter, Karl Kraus, Else Lasker-Schüler, Gertrud von Le Fort, Adolf Loos, Joseph Georg Oberkofler, Rainer Maria Rilke, Bruno Sander, Kurt Wolff.

Außer den Briefen enthält dieser Band auch einen ausführlichen Einzelstellenkommentar (Erläuterung der biographischen Situation, des historischen Hintergrunds, des literarischen Zusammenhangs u.a.) sowie einen Bildteil mit Photos von der Front in Galizien und Südtirol, von Trakls Sterbezimmer, von Ficker und seinen wichtigsten Mitarbeitern und Briefpartnern.

Anton Santer: *Variationen nach Aischylos, Seneca, Ronsard, Baudelaire, Poe, japanischen Versen und Bildern Erich Lechleitners.* Hrsg. u. erläutert v. Ingrid Kloser und Walter Methlagl. Bd. 7, 1986, 141 S., S 198,--

Jenseits eines kleinen Kreises von Nahestehenden ist der Name Anton Santer völlig unbekannt. Er steht als Pseudonym für den weltweit bekannten Innsbrucker Mineralogen und Begründer der "Gefügekunde geologischer Körper", Bruno Sander (1884 - 1979). Sein literarisches Lebenswerk steht dem naturwissenschaftlichen weder an Umfang noch an Qualität nach. Trotz Santers Mitarbeit am "Brenner" während der zwanziger Jahre ist es ein verschollenes Werk.

Desto frappanter der Hub!

Übersetzung als adäquate Wiedergabe ist unmöglich. In jedem Original, Bildwerk oder Schrift, liegt etwas unübersetzbar Eigenes. Wer vorgibt, es erfaßt zu haben, lügt. Andererseits hängt das Überleben der Kultur und mit ihr der Literatur davon ab, daß man Vorgegebenes aufgreift, erneuert. Denn auch wer vorgibt, ohne Vorgegebenes zu schaffen, lügt. Aus diesem Dilemma bildete sich das ironisch-widersprüchliche Grundkonzept von Anton Santers Variationen heraus bis in die Einzelausprägungen seines eigenwilligen Stils, der sich ohne durchgehaltene Lese-Anstrengung keinem erschließt.

Die Wahrheit dieser Variationen liegt darin, daß sie zwischen Kulturen vermitteln, ohne Originales zu beschädigen, daß sie an 'alten' Vorlagen heute klaffende Widersprüche mutig artikulieren.

Variieren — Inbegriff des Überlebens der Kultur:

> Vielleicht gelingt es, ohne daß man den Zusammenbruch seines Gefüges begegnet, ahnungsweise etwas vom Zeiterlebnis anderer Völker, anderer Menschentypen, anderer Lebewesen zu erleben und etwas davon mitteilbar zu machen.
>
> In der Erneuerung liegt die wahre Liebe, nicht in der Beschädigung eines Autors durch "Übersetzung".
>
> Im ganzen geht die Inflation des Wortes weiter, Verdünnung, nicht Verdichtung. — Manchmal fühle ich mich durch die Existenz der Musik bejaht und gerechtfertigt in meiner Verneinung des vielen menschlichen Geschwätzes. — Denn ich habe das meiste geschrieben, indem ich mich Melodien hingab, deren Ersatz das Notierte war.
>
> Ein richtiger Schriftsteller schweigt nicht einmal im Grabe.
>
> Anton Santer

Ludwig von Ficker: *Briefwechsel 1909-1914.* Hrsg. v. Ignaz Zangerle, Franz Seyr †, Walter Methlagl und Anton Unterkircher. Bd. 6, 1986, 392 Seiten Text, 32 Seiten Bilder, S 450,-

Dieser 1. Band einer auf 4 Bände angelegten Ausgabe enthält 263 Briefe von und an 94 Briefpartner Ludwig von Fickers aus der Zeit von 1909 bis zum Ausbruch des Ersten Weltkriegs. 'Traum und Wirklichkeit' als Zeichen der Zeit nach der Jahrhundertwende werden hier Ereignis.

Ludwig von Ficker, 1880 in München geboren, hat mit der Gründung der Zeitschrift "Der Brenner" (1910-1954 in Innsbruck erschienen) dreierlei beabsichtigt: die Darstellung eines neuen Menschentums im Sinne des Philosophen und Naturapostels Carl Dallago (ein 'reines' Leben ohne religiöses Dogma und wissenschaftliche Doktrin), die Reinigung von Kunst und Kultur (gleichermaßen gegen überholte Tradition wie gegen verderblichen Fortschritt, gegen Skandalpresse wie gegen sexuelle Doppelmoral gerichtet), die Erneuerung der Dichtung (Förderung von Avantgarde und ethisch glaubwürdigen Künstlern).

Im Zentrum des Briefwechsels Fickers steht die Auseinandersetzung mit diesen Ideen, geführt von Mitarbeitern des "Brenner", von Freunden und Gegnern. Ein 'Durchbruch zur Moderne' kündigt sich nicht nur in der Literatur, sondern auch in der Malerei, in der Musik, in Philosophie und Theologie an. Fickers Besonnenheit, aber auch sein leidenschaftliches Engagement, seine Entdeckung und Förderung von damals unbekannten Dichtern und Philosophen haben zu diesen Vorgängen Wesentliches beigetragen. Um die Breite — aber noch lange nicht die Tiefe — von Fickers Briefwechsel anzudeuten, seien stellvertretend für die in diesem Band berücksichtigten Briefpartner genannt: Hermann Broch, Theodor Däubler, Carl Dallago, Albin Egger-Lienz, Albert Ehrenstein, Max von Esterle, Theodor Haecker, Karl Kraus, Else Lasker-Schüler, Adolf Loos, Heinrich und Thomas Mann, Robert Müller, Joseph G. Oberkofler, Otto Pick, Georg Trakl, Ludwig Wittgenstein, Stefan Zweig.

Außer den Briefen enthält dieser Band auch methodologische Bemerkungen zu Edition und Kommentar, einen ausführlichen Einzelstellenkommentar (Erläuterung der biographischen Situation, des historischen Hintergrunds, des literarischen Zusammenhangs u. a.) sowie einen Bildteil mit Photos von Innsbruck und Umgebung, von Ficker und seinen wichtigsten Mitarbeitern und Briefpartnern.

Der 2. Band des Briefwechsels Ludwig von Fickers wird die Zeit vom Ausbruch des Ersten Weltkriegs bis 1925 umfassen. Schwerpunkte sind: Fickers Kontakt mit Wittgenstein, Trakls Tod, das "Brenner"-Jahrbuch 1915, das Erlebnis des Krieges und die Frage nach der — moralischen — Schuld, das Ringen um ein neues Christentum, der antisemitische Skandal anläßlich der Lesung von Karl Kraus in Innsbruck, die Bedeutung der neu hinzugekommenen Mitarbeiter Ferdinand Ebner und Anton Santer, aber auch persönliche Kämpfe Fickers und finanzielle Probleme des Brenner-Verlags. Der 3. Band wird die Zeit von 1925 bis zum Zweiten Weltkrieg, der 4. Band die Zeit vom Zweiten Weltkrieg bis zum Tod Fickers 1967 umfassen.

Gegen den Traum vom Geist — Ferdinand Ebner. Beiträge zum Symposion Gablitz 1981. Hrsg. v. Walter Methlagl, Peter Kampits, Christoph König, Franz Josef Brandfellner. Bd. 5, 1985, 252 S., S 280,-

Das Urteil der Universitätsphilosophie über das dialogische Denken Ferdinand Ebners (1882-1931) lautete bis vor kurzem: seine Theorie von der "Ich-Du-Beziehung" sei eine religiöse Idylle in einer von rauhen und handfesten Kategorien und Strukturen beherrschten Wirklichkeit. Hingegen sah sich die katholische Amtskirche noch in den 50er Jahren zur Zensur von Ebners Werk veranlaßt: Ebner habe unbefugt die scholastische Theologie und die religiöse Praxis kritisiert.

Wohl gerade durch solche Widersprüche ist Ebners Werk eine Herausforderung für viele Wissenschaftler geworden, die Voraussetzungen ihrer Disziplin zu überprüfen, aber auch sich selbst existentiell zu entscheiden. Dieser Band dokumentiert aus der Sicht von Philosophen, Theologen, Psychologen, Pädagogen, Literaturwissenschaftlern und Historikern die Irritation, die von Ebner heute mehr denn je ausgeht.

Satt den "Tractatus logico-philosophicus" Wittgensteins, des vermeintlichen Antipoden Ebners, in das Programm seines Brenner-Verlages aufzunehmen, veröffentlichte Ludwig v. Ficker 1921 "Das Wort und die geistigen Realitäten" Ebners. Damit wollte Ficker der These Ebners zum Durchbruch verhelfen, daß alle Philosophie, Theologie und Kultur "Traum vom Geist" sei, daß der Mensch, der in seiner "Icheinsamkeit" vom Geist träumt, auf die Beziehung zum "Du" angelegt sei, in der sich die Wirklichkeit seines Lebens ereigne.

Vor Martin Buber, Franz Rosenzweig und Gabriel Marcel hat Ferdinand Ebner die Grundlagen zu einem dialogisch-personalen Daseinsverständnis und Sprachverständnis geschaffen.

Zeitgeschichte
Norbert Leser: *Der zeit- und geistesgeschichtliche Hintergrund des Werkes von F. Ebner.*
Allan S. Janik: *Popper und Ebner — Symptome verworrener Zeiten.*
Wolfgang Hemel: *"...änderts die furchtbare Welt." Der Revolutionär Ferdinand Ebner.*

Dialogisches Denken
Augustinus Karl Wucherer-Huldenfeld: *Der Grundgedanke Ferdinand Ebners.*
Peter Kampits: *Der Sprachdenker Ferdinand Ebner.*

Theologie
Bernhard Casper: *Bedürfen des Anderen und Erfahrung Gottes.*
Georg Langemeyer: *Ebners Theologiekritik als Anfrage an die gegenwärtige Theologie.*

Psychologie
Klaus Dethloff: *Ferdinand Ebner und die Psychoanalyse.*
Daniel Eckert: *Der gespiegelte Spiegel. Sexualphilosophie und Subjekttheorie bei Otto Weininger und Ferdinand Ebner.*

Pädagogik
Alois Eder: *Das pädagogische Vermächtnis Ferdinand Ebners an unsere Zeit.*
Marian Heitger: *Das Dialogische bei F. Ebner in seiner Bedeutung für die Pädagogik.*

Literatur
Walter Methlagl: *"Ästhetische Alternative". Ferdinand Ebners Kulturpessimismus und seine Überwindung im "Brenner".*
Gerald Stieg: *Ferdinand Ebners Kulturkritik. Am Beispiel der Salzburger Festspiele.*

Eugen Biser: *Menschsein und Sprache.* Bd. 4, 1984, 93 S., S 108,-

Der Münchner Ordinarius für christliche Weltanschauung und Religionsphilosophie versucht zu zeigen, daß das Mitmenschlichkeit aufbauende Wort aus der Selbstentfremdung des Menschen herausführen und zu einer Quelle des Glücks werden kann.

Gerald Stieg: *Der Brenner und die Fackel. Ein Beitrag zur Wirkungsgeschichte von Karl Kraus.* Bd. 3, 1976, 383 S., S 315,-

"Das Trakl-Kapitel [...] fordert zum Widerspruch heraus. Kern dieses Abschnittes ist eine Neuinterpretation der auf Kraus bezogenen Gedichte Trakls im Lichte eines späteren Urteils von Ficker, das sich [...] ausdrücklich auf Aussagen Trakls beruft. Diese Neuinterpretation ergibt, daß Trakl vor allem in seinem Gedicht für die 'Rundfrage über Karl Kraus' in nuce die spätere, religiös bedingte Kritik an Kraus vorweggenommen' habe". ("Sprachkunst" 8, 1977, S. 146)
Kraus' Einfluß auf Ludwig von Ficker und den "Brenner" ist unbestritten. Umstritten hingegen ist die Frage, ob Kraus von "Brenner"-Mitarbeitern zu Recht als Repräsentant eines "Idealismus" kritisiert worden ist, dem Ethik und Ästhetik ein und dasselbe seien. Stieg versucht darauf eine Antwort zu geben.

Hermann Broch: *Völkerbund-Resolution. Das vollständige politische Pamphlet von 1937 mit Kommentar, Entwurf und Korrespondenz.* Hrsg. u. eingel. v. Paul Michael Lützeler. Bd. 2, 1973, 112 S., S 147,-

"Brochs Völkerbund-Resolution war der Versuch eines der großen Moralisten unserer Zeit, durch theoretische und praktische Friedensvorschläge und durch den Aufruf zum Kampf gegen den Faschismus an diesem 'Menschlichkeitsfortschritt als Verwirklichung von Menschenrecht' mitzuarbeiten." (Einleitung)
Brochs an der Gesellschaftskritik von Karl Kraus und der Ethik Kants orientierter Versuch, in den Prozeß der politischen Meinungsbildung einzugreifen, ist angesichts der (trotz UNO) angespannten politischen Lage der Welt aktueller denn je.

Ludwig Wittgenstein: *Briefe an Ludwig von Ficker.* Hrsg. v. Georg Henrik von Wright unter Mitarbeit von Walter Methlagl. Bd. 1, 1969, 112 S., S 137,-

Enthält außer den Briefen, die vor allem Georg Trakl und Wittgenstein "Tractatus" betreffen, Walter Methlagls *Erläuterungen zur Beziehung zwischen Ludwig Wittgenstein und Ludwig von Ficker* sowie Georg Henrik von Wrights Untersuchung über *Die Entstehung des Tractatus logico-philosophicus.*

Max von Esterle: *Karikaturen und Kritiken.* Hrsg. v. Wilfried Kirschl und Walter Methlagl. Sonderband 1, 1971, 237 S., 90 Karikaturen, S 385,-

In seinen Karikaturen holt Esterle aus dem friedlichsten oder hochmütigsten Gesicht das Charakteristische heraus, das, was hinter den Mienen "brütet und lauert".
In seinen höchst anschaulichen und stilistisch prägnanten Kritiken versucht er, über das jeweilige Werk hinaus das komplexe Menschentum des Künstlers zu erfassen und ihn zur Selbstkritik aufzustacheln.
Trakls Reaktion zur Karikatur auf dem Titelblatt: "leider an mir ganz vorbeigeraten".

Ernst Hanisch und Ulrike Fleischer: *Im Schatten berühmter Zeiten. Salzburg in den Jahren Georg Trakls (1887 - 1914)*. Bd. 14, 1986, 255 S., S 210,--

Georg Trakl, ein 'entarteter' Dichter in der provinziellen Gesellschaft seiner Zeit — diesem Spannungsverhältnis geht die Arbeit von Ernst Hanisch und Ulrike Fleischer nach. Sie analysiert das gesellschaftliche Umfeld, in dem Trakls Dichtung entstanden ist, und wie dieses Umfeld Trakls Dichtung beeinflußt hat; sie spürt die zahlreichen metaphorisch verschlüsselten Zeugnisse in seinem Werk auf und macht sie für die historische Beschreibung nutzbar. Die ökonomischen, sozialen, politischen und kulturellen Lebensbedingungen, denen Trakl unterworfen war, sind immer mit Trakls Lebensgeschichte und Dichtung verwoben. Hanisch und Fleischer gehen damit den Weg einer sinnvollen Zusammenarbeit von Geschichte und Literaturwissenschaft, die hier eine überzeugende Synthese gefunden hat. Eine beispiellose Quellenforschung untermauert diese Arbeit: 700 Belegstellen sind die Mosaiksteine, aus denen diese Darstellung entstanden ist.

Walter Ritzer: *Neue Trakl-Bibliographie*. Bd. 12, 1983, 392 S., S 980,-

Die Weltgeltung des bedeutendsten österreichischen Lyrikers Georg Trakl ist offenkundig: seine Werke wurden in 22 Sprachen übersetzt (200 Ausgaben mit 4000 Gedichten, davon je 500 engl., franz., japan., ital., ungar., span.); 2000 Autoren haben bisher über Trakl publiziert — obwohl sein Werk nur 300 Gedichte (inkl. den verschiedenen Fassungen), einige dramatische bzw. Prosa-Stücke und nicht mehr als 150 Briefe umfaßt.
Die Veröffentlichungen über Georg Trakl, die Ausgaben und Übersetzungen seiner Werke sind unüberschaubar geworden. Ritzer gelang es jedoch, selbst entlegenste Schrift-, Ton- und Bilddokumente über Trakl zu sammeln und nach Gesichtspunkten zu ordnen, die den mannigfaltigen Fragestellungen der heutigen Trakl-Forschung entgegenkommen. Die Gliederung nach 150 Schlagwörtern, Querverweise, ein Werkregister (mit den seit dem Erscheinen der hist.-krit. Ausgabe 1969 neu hinzugekommenen Gedichten und Briefen), ein Verzeichnis der 750 Zeitschriften bzw. Zeitungen sowie ein Personen-Verzeichnis ermöglichen einen umfassenden Überblick und rasch durchführbare Recherchen.
Die *Neue Trakl-Bibliographie* ist als Hilfsmittel für eine Beschäftigung mit Trakl unentbehrlich, in ihrer Vollständigkeit und Genauigkeit ist sie optimal.

Salzburger Trakl-Symposion. Hrsg. v. Walter Weiss und und Hans Weichselbaum. Bd. 9, 1978, 188 S., S 175,-

Hat Trakl die Dichtung Hölderlins wie die Rimbauds "bedenkenlos als Steinbruch benutzt"? Bernhard Böschenstein stellt diese Behauptung Reinhold Grimms in Frage: *Hölderlin und Rimbaud. Simultane Rezeption als Quelle poetischer Innovation im Werk Georg Trakls* (S. 9-27).
Ob Trakls Lyrik übersetzbar ist, ob sie überhaupt Mitteilungscharakter hat, erörtert Adrien Finck: *Die französischen Trakl-Übersetzungen* (S. 28-43). Jacques Legrand bietet dazu eigene *Trakl-Übersetzungen* (S. 44-51) und stellt sich der Diskussion (S. 124-148).
Können Trakls Beziehungen zu Karl Kraus als "Dialog mit einem Vater" interpretiert werden? Gerald Stieg stellt die Hypothese auf, aus den Kraus "gewidmeten" Gedichten "Psalm", "Karl Kraus" und "Ein Winterabend" lasse sich Trakls Verehrung für Kraus wie seine Kritik an ihm erschließen: *Georg Trakl und Karl Kraus* (S.52-65).
Dem widerspricht Eberhard Sauermann: *Die Widmungen Georg Trakls* (S. 66-100). Trakl habe Widmungen an Menschen gerichtet, weil er ihnen dankbar oder von ihnen abhängig war; eine Beziehung zwischen den Widmungsempfängern und dem Text der betreffenden Gedichte könne nicht belegt werden.
Arbeitsgespräche (mit Roger Bauer, Karl Ludwig Schneider, Alfred Doppler, Joachim Storck, Maurice Godé u. a.) erläutern diese Beiträge und erweitern das Spektrum um Themen wie: Trakls Beziehung zu George, Rilke, zum "Brenner"-Kreis, Trakls Technik des Zitats u. a.

Heinz Wetzel: *Konkordanz zu den Dichtungen Georg Trakls.* Bd. 7, 1971, XX + 818 S., S 770,-

"Jeder Versuch, die lyrische Sprache Georg Trakls zu ergründen, führt unausweichlich zu der entscheidenden Frage, ob die einzelnen, in wechselnden Konstellationen wiederkehrenden Bildelemente als Zeichen anzusehen seien, denen konstante Bedeutungen zukommen". (Einleitung)
Diese Frage ist immer noch offen, obwohl die Konkordanz das Vergleichen ermöglicht, indem sie (auf der Grundlage der hist.-krit. Trakl-Ausgabe inkl. Varianten) den Gebrauch der einzelnen Wörter vollständig und in ihrem Satzzusammenhang darstellt. Sie ist ein unentbehrliches Hilfsmittel für die philologische Auseinandersetzung mit Trakl und führt zu einer Neueinschätzung seiner Lyrik — was freilich eine Überprüfung liebgewonnener Spekulationen erfordert.

Christoph König: *Verwaltung und wissenschaftliche Erschließung von Nachlässen in Literaturarchiven. Österreichische Richtlinien als Modell.* Hrsg. vom Forschungsinstitut "Brenner-Archiv". München-New York-London-Paris: Saur 1988 (=Literatur u. Archiv Bd. 1). 174 S., DM 78,--

Das im Auftrag des Fonds zur Förderung der wissenschaftlichen Forschung in Österreich erarbeitete Handbuch versteht sich als Antwort auf die aktuelle Situation:

Aus dem Wissen um Arbeitsgebräuche an den wichtigsten einschlägigen Institutionen (u.a. Marbach, Weimar, Wien, Innsbruck) und in Kenntnis einschlägiger Fachdiskussionen wird ein Modell zur Nachlaßbearbeitung entwickelt, das positive Erfahrungen und fruchtbare Anregungen aufgreift, mit praktischen, am Forschungsinstitut "Brenner-Archiv" erprobten Erkenntnissen des Verfassers verbindet und in institutionenübergreifende, systematische Zusammenhänge bringt.

Die Nachlaßbearbeitung ist analog einem Baukasten konzipiert: durch unterschiedliche Bearbeitungstiefen kann auf die wechselnde Bedeutung der Bestände, aber auch auf die unterschiedliche personelle und finanzielle Ausstattung der einzelnen Literaturarchive und Handschriftenabteilungen flexibel reagiert werden.

Die Richtlinien sind sowohl für einen konventionellen als auch einen EDV-gestützten Geschäftsgang ausgelegt. Den Regelungen zur Katalogisierung werden die RAK-WB zugrunde gelegt und für Handschriften eigene, RAK-konforme Sonderregeln enwickelt. Damit sollen der Zugang zum weit entwickelten Stand der EDV im Bibliotheksbereich geöffnet und inter-institutionelle Recherchen vorbereitet werden; mit diesem Brückenschlag zum Bibliothekswesen kann dann die Handschriftenerschließung auch am Standard des Grund-Regelwerks sowie am zugehörigen Ausbildungswesen partizipieren.

Der Aufbau des Werkes orientiert sich an der Praxis, indem er dem Ablauf der Nachlaßbearbeitung folgt: die drei Hauptkapitel entsprechen den drei Bearbeitungsphasen "Inventarisierung" – "Ordnen, Signieren, Lagern" – "Katalogisierung". Diese Phasen sind jeweils in einzelne Arbeitsschritte unterteilt. Zahlreiche Beispiele, Abbildungen, Übersichtstabellen, Formularvorlagen sowie Vorschläge zu arbeitsteiligem Vorgehen verstärken die Praxisnähe dieser Richtlinien.

Sie gehen in mehreren österreichischen Literaturarchiven in Anwendung und werden da zur Standardisierung beitragen können. Über Österreich hinaus will das Werk Diskussionsvorschläge unterbreiten. Die jedem Kapitel vorangestellten Einleitungen haben den Zweck, getroffene Regelungen in die fachliche Auseinandersetzung einzubetten und in ihrem Verhältnis zu den grundlegenden Zielvorstellungen des Modells zu erläutern.

Eberhard Sauermann: *Zur Datierung und Interpretation von Texten Georg Trakls. Die Fehlgeburt von Trakls Schwester als Hintergrund eines Verzweiflungsbriefs und des Gedichts "Abendland".* Innsbruck: Institut für Germanistik 1984 (= Innsbrucker Beiträge zur Kulturwissenschaft, Germanistische Reihe Bd. 23), 102 S., S 132,-

"Ja, verehrter Freund, mein Leben ist in wenigen Tagen unsäglich zerbrochen worden und es bleibt nur mehr ein sprachloser Schmerz..."

In der Arbeit soll bewiesen werden, daß dieser – an Ludwig v. Ficker gerichtete – berühmteste Brief Trakls entgegen den bisherigen Annahmen (z.B. in der historisch-kritischen Trakl-Ausgabe) nicht im November 1913 in Wien, sondern im Frühjahr 1914 in Berlin entstanden ist und daß der Anlaß dafür die Totgeburt eines – möglicherweise inzestuös gezeugten – Kindes von Trakls Schwester Gretl gewesen ist.

Ausgehend vom Zusammenhang zwischen dem biographischen Verhältnis Trakls zu Gretl und dem literarischen Stellenwert der "Schwester" in seinen Dichtungen werden Teile des Gedichts "Abendland" und andere Dichtungen Trakls als Spiegelung dieses Erlebnisses interpretiert. Dadurch wird auch ein Einblick in die Entwicklung seiner Dichtungen und in sein Sprachbewußtsein gewährt.

Die Problematik einer Interpretation von Dichtungen Trakls mit Hilfe seiner Briefe wie auch einer Lebensbeschreibung Trakls anhand seiner Dichtungen wird grundsätzlich erörtert. Schließlich ist die Arbeit auch eine Auseinandersetzung mit der Trakl-Forschung, die auf überprüfbare biographische Fakten und auf einen Vergleich der Belegstellen (anhand der Trakl-Konkordanz) verzichten zu können glaubt; als ihre Schwächen werden kritisiert: weltanschauliche Voreingenommenheit, methodische Unzulänglichkeit, sachliche Ungenauigkeit.

Die Arbeit ist aus der archivalischen Beschäftigung mit den Nachlässen Fickers und Trakls (Forschungsinstitut "Brenner-Archiv") entstanden. Daraus erklärt sich das Interesse an einer methodischen Erschließung und interpretatorischen Berücksichtigung der Entstehungsdaten von Briefen und Gedichten. Das geradezu kriminalistische Vorgehen des Verfassers ist für den Leser nachvollziehbar und macht die Lektüre spannend.